Herforder Zeitung

Druck und Verlag von Fr. Kuhle in Herford. **für Stadt und Land** Geschäftsstelle: Herford, Rennstr. 29/31. Fernruf 83

Die Zeitung erscheint tägl. mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. Bezugspreis Ausgabe A: 1/4jährl. 1.80 M., bei Postbezug 1.50 M. u. Bestellgeld. Ausgabe B, mit „Leben im Bild", 30 Pf. mehr. Preis der 1spalt. Kleinzeile für Stadt u. Landkreis Herford, Oeynhausen u. Amt Rehme 15 Pf., sonst 18 Pf.

Regelmäßige unentgeltliche Beilagen: *Herforder Erzähler* (täglich), *Am Pflug* (monatlich zweimal), *Haus und Hof* (monatlich zweimal), *Fabrik und Handwerk* (monatlich einmal), *Für Jäger und Naturfreunde* (monatlich einmal), *Mode für Alle* (monatlich zweimal).

General-Anzeiger für Stadt u. Landkreis Herford — Amtlicher Anzeiger für Stadt u. Landkreis Herford

Nr. 9 — **Herford, Mittwoch, den 12. Januar** — **1916**

Der König eröffnet den Landtag.

T.U. **Berlin**, 12. Januar. **Der König wird den preußischen Landtag eröffnen.**

Aus Berlin läßt sich die „Köln. Ztg." drahten: Die Landtagseröffnung erhält eine besondere Bedeutung dadurch, daß der König selber zur preußischen Volksvertretung sprechen wird. Bei der Bedeutung des preußischen Landtages und im Hinblick auf die Zeitereignisse darf es als ausgeschlossen gelten, daß die Thronrede sich auf rein geschäftsmäßige Angaben beschränken wird. Weil wir im Kriege stehen und Volk und Regierung gemeinsam so Großes durchlebt und geleistet haben, darf man erwarten, daß grundsätzlich verkündet wird, was nach dem Kriege zu Gunsten einer verbesserten parlamentarischen Mitarbeit der Bevölkerung geändert werden muß.

Saloniki im Reichstag.

T.U. **Berlin**, 12. Januar. **Im Reichstage hat der Abgeordnete Bassermann (Natl.) die folgende kurze Anfrage eingebracht: Ist der Herr Reichskanzler in der Lage und bereit über die widerrechtliche völkerrechtswidrige Verhaftung des deutschen Konsuls in Saloniki durch den französischen Oberkommandierenden nähere Mitteilungen zu machen?**

Eine weitere Anfrage ist vom Abgeordneten Müller-Meiningen (Fortschr. Volksp.) gestellt worden. Sie lautet: Ist dem Herrn Reichskanzler bekannt; daß die Postsendungen (Briefe, Postanweisungen, Geldsendungen, Postpakete), die für die in Frankreich internierten deutschen Kriegsgefangenen bestimmt sind, diesen erst nach mehr als einmonatiger Frist zugestellt werden. Was gedenkt die Reichsregierung zu tun, um eine Verbesserung dieser Verhältnisse seitens der französischen Behörden herbeizuführen?

Bedeutungsvolle Rede des rumänischen Innenministers.

T.U. **Bukarest**, 12. Januar. **Das Blatt „Ziua" macht Mitteilung von einer bedeutungsvollen Rede des rumänischen Ministers des Innern, die mit folgenden Worten geschlossen wurde: Wenn sich die Lage nicht ändert, bleibt für Rumänien nichts anders übrig, als sich den Mittelmächten anzuschließen.**

Ueber die allgemeine Lage bemerkt das genannte Blatt dazu, daß sie sich sicher nicht mehr zum Schaden der Mittelmächte ändern wird.

Die Amtsniederlegung der Arbeitsminister nicht angenommen.

T.U. **Haag**, 12. Januar. **Die Amtsniederlegung der drei Arbeitsminister Henderson, Braee und Roberts wurde vom König nicht angenommen. Die Arbeiterpartei wird ihre Stellungnahme gegen die Wehrpflicht wahrscheinlich einer nochmaligen Erwägung unterziehen.**

Bestürzung in Italien über Gallipoli.

tw. **Lugano**, 11. Januar. Trotz sichtlicher Bemühungen, die Preisgabe der Dardanellen zu rechtfertigen dringt in der italienischen Presse doch große Enttäuschung und Sorge durch. Der Abgeordnete Torre wirft im „Corriere della Sera" England vor, mit seinem Eigensinn dem Vierverband ganz enorme politische und militärische Opfer eine Zeitlang bereitet zu haben. Die bedeutendsten Fachmänner Frankreichs und Italiens waren gegen das Unternehmen, aber England verbat sich alle Ratschläge. Jetzt müsse man aber fragen, ob wenigstens zukünftig ähnliche Katastrophen vermieden würden. Torre bemerkte, der Vierbverband erwecke noch immer den Eindruck allgemeiner Planlosigkeit, verlasse sich auf gut Glück und werde so das Opfer der feindlichen Initiative.

Auch der Militärkritiker des „Corriere" sagt, alle Erwägungen sprächen heute für die Behauptung von Seddul Bahr, England habe anders entschieden. Man besitze nicht die genügende Kenntnis der genannten Motive, um zu urteilen. Der dem Dreiverband ergebene „Seccolo" sucht den Irrtum Englands an den Dardanellen mit dem Hinweis der angeblich noch größeren Irrtümer der Mittelmächte zu entschuldigen. Alles das zeigte aber nur die Verstimmung und die Bestürzung in der italienischen Presse.

Der italienische König in Rom.

wtb. Bern, 11. Januar. Aus Mailand wird gemeldet, daß der König von Italien heute früh in ganz unauffälliger Weise nach Rom zurückgekehrt sei, wo er sich nach der Villa Savoja begab.

Italiens Schuld an Montenegros Untergang.

Köln, 11. Januar. Nach der Kölnischen Volkszeitung erfährt der „Secolo" aus London: In dortigen militärischen Kreisen mache man Italien heftige Vorwürfe, daß es Montenegro verbluten lasse. Energische Hilfe käme vielleicht noch zeitig, denn einige 10 000 Italiener genügten.

Angriff eines deutschen Fluggeschwaders auf Saloniki.

Sofia, 11. Januar. „Voeni Izvestia" meldet: Ein deutsches Flugzeuggeschwader von 12 Flugzeugen warf am 7. Januar 78 Bomben auf Saloniki, insbesondere auf das Lager der Engländer und Franzosen.

Zwanzig Volltreffer verursachten Brände in dem Lager. Zwei feindliche Flugzeuge wurden heruntergeschossen. Das deutsche Geschwader hatte keine Verluste.

*

Was tut das türkische Heer von Gallipoli?

hl. **Haag**, 11. Januar. Der militärische Mitarbeiter des „Nieuwe Rotterdamschen Courant" bespricht in einem längeren Artikel die Räumung von Gallipoli. Er sagt darin u. a., daß diese Räumung zweifellos nicht freiwillig erfolgt sei. Die Einschiffung von Seddul Bahr war sicher ungleich schwieriger, als an der Suvlabucht, was schon aus dem vorhergegangenen Kampf zu ersehen ist. Damit ist das Dardanellenunternehmen der Verbündeten für immer begraben und für die Russen ist endgültig die Aussicht vorbei, jemals eine direkte Verbindung mit ihren westlichen Verbündeten zu erhalten. Rußland bleibt isoliert, während es Deutschland gelang, den eisernen Ring zu sprengen. Auf Gallipoli ist das gut ausgerüstete und durch lange Kriegsmonate geschulte Heer des Marschalls Liman von Sanders frei geworden. Es kann neuen Zielen zustreben. Wohin wird es marschieren, so fragt man sich allerorten. Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit vorhersagen.

Berane und Lowtschen.

Von unserm militärischen St.-Mitarbeiter wird uns geschrieben:

Die Kämpfe auf dem montenegrinischen Kriegsschauplatze haben in den letzten Tagen unseren Verbündeten wichtige Erfolge beschert. Schon die jüngsten Heeresberichte aus Cetinje ließen über die ernste Lage der montenegrinischen Streitkräfte keinen Zweifel mehr. Die Kämpfe spielten sich auf zwei völlig getrennten Schauplätzen ab: einmal in dem montenegrinischen Teile des ehemaligen Sandschak auf einer Front, die sich vom Taraknie bei Mojkovac über den Lim bis südöstlich Berane hinzieht. Berane selbst wurde von den österreichisch-ungarischen Truppen genommen. Damit dürfte ihr Widerstand auf diesem östlichen Kriegstheater des stärksten Stützpunktes beraubt sein. Gleichwohl kann sich das Vorgehen der k. und k. Truppen im schneebedeckten Gebirgsgelände, das auch kleinen und kleinsten Abteilungen des Feindes Widerstand verleiht, nur langsam entwickeln. Was aber diese Widerstandskraft stark beeinträchtigt, das ist der Vorstoß unserer Verbündeten vom Westen, von der Bocche di Cattaro her. Denn hier führt eine leidliche Fahr- und Marschstraße nach dem nur etwa ein Dutzend Kilometer vor der Grenze entfernten Cetinje. Allein der 1750 Meter hohe Lowtschen sperrte den österreichisch-ungarischen Truppen den Weg nach der montenegrinischen Hauptstadt. Mit seiner Einnahme haben unsere Verbündeten das härteste Stück Arbeit auf diesem Wege bereits vollbracht. Und ist auch Cetinje höchstwahrscheinlich nicht mehr das Arsenal der montenegrinischen Verteidigung — das dürfte weiter landeinwärts in Podgorice oder Mikfitsch zu suchen sein — so bedeutet doch der erfolgreiche Vorstoß des Gegners zur Hauptstadt, verbunden mit der Schlappe im Sandschak eine empfindliche Schwächung der ohnehin nicht allzu reichlichen Verteidigungskräfte der Montenegriner.

An den übrigen Kriegsschauplätzen haben sich Kriegsereignisse von größerer Bedeutung nicht zugetragen. Die Lage der ostgalizisch-bessarabischen Front bleibt nach wie vor gespannt: wir dürfen auch neuen heftigen Anstrengungen der Russen in Zuversicht entgegensehen. Unseren Erfolg bei Massiges konnten wir gegen feindliche Rückstöße behaupten, die Zahl der Gefangenen hat sich noch um einiges vermehrt.

An der italienischen Front heftige Kanonade.

Bericht des Hauptquartiers.

W.T.B. **Großes Hauptquartier**, 11. Januar. (Amtlich.) Eigener Drahtbericht.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Ein Angriff in Gegend nordwestlich Massiges auf die von uns gewonnenen Gräben wurde abgewiesen. Die Zahl der dort gemachten Gefangenen erhöht sich auf 480 Mann.

Ein mit einer 3,8 Zentimeter-Kanone ausgerüstetes Kampfflugzeug wurde bei Woumen (südlich von Dixmuiden) durch Abwehrfeuer zur Landung gezwungen. Das Flugzeug mit seinen Insassen ist unversehrt in unsere Hände gefallen.

Bei Tournay wurde im Luftkampf ein englischer Doppeldecker abgeschossen.

*

Oestlicher Kriegsschauplatz.

und

Balkankriegsschauplatz.

Keine besonderen Ereignisse.

Oberste Heeresleitung.

Der Wiener Bericht.

wtb. Wien, 11. Januar. Amtlich wird gemeldet:

Russischer Kriegsschauplatz.

Gestern herrschte, von den gewohnten Artilleriekämpfen abgesehen, auch an der bessarabischen Front und in Ostgalizien Ruhe. Seit heute früh richtet der Feind von neuem nach heftigem Artilleriefeuer vergebliche Angriffe gegen den Raum Toporoutz Naranceze.

*

Italienischer Kriegsschauplatz.

Die Lage ist unverändert. In Südtirol erschienen über dem Etschtal 11 italienische Flieger, die an mehreren Punkten erfolglos Bomben abwarfen.

*

Südöstlicher Kriegsschauplatz.

Der Lobcen ist genommen. In dreitägigeen harten Kämpfen überwand unsere Infanterie in prächtigem Zusammenarbeiten mit der schweren Artillerie und S. M. Kriegsmarine den erbitterten Widerstand des Feindes und die ungeheuren Schwierigkeiten des winterlichen Karstgebirges, das wie eine Mauer 1700 Meter hoch aus dem Meere ansteigend, seit Jahren zur Verteidigung eingerichtet wurde. 26 Geschütze, darunter zwei 12-Zentimeter-Kanonen, zwei 15-Zentimeter moderne Mörser und zwei 24-Zentimeter-Mörser, dann Munition, Gewehre, Verpflegungs- und Bekleidungsvorräte sind die Beute. Ein Teil der Geschütze ist intakt und wird gegen den Feind verwendet. Im Nordosten Montenegros wurde der Feind, der gestern knapp vor Berane nochmals Widerstand leistete, geworfen. Der Ort und die beherrschenden Höhen südwestlich davon sind in unserm Besitz. Raschem Zugreifen gelang es, die brennende Lim-Brücke in Berane vor gänzlicher Zerstörung zu bewahren. Bei Ipek wurden wieder 13 serbische Geschütze mit viel Munition ausgegraben.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Der montenegrinische Bericht.

Cetinje, 11. Januar. Amtlicher Bericht. Die österreichische Offensive dauert sehr kräftig gegen unsere ganze Front fort, besonders im Norden und im Osten, wo sich erbitterte Kämpfe abspielen. Der an Zahl sehr überlegene Feind greift seit mehreren Tagen wütend die Ostfront an. Von Ipek ausgehend, schlugen wir ihn mehrmals zurück und brachten ihm derartige Verluste bei, daß unsere Truppen, um die verlorenen Stellungen wieder zu nehmen, durch Haufen von Leichen schreiten mußten. Wir wurden indessen gezwungen, Berane zu räumen.

Bei Kugowa und Moitowatz erlitten die Oesterreicher in ihren Versuchen einen Mißerfolg. Ein Gegenangriff gestattete uns, Toriok wieder zu nehmen. Da der Feind aber Verstärkungen erhielt, zogen wir uns auf das rechte Limufer zurück.

Bei Grandste gelang es starken feindlichen Kräften nach wütenden Kämpfen, sich mehrerer unserer Stellungen zu bemächtigen, aber wir konnten einen Teil davon wieder nehmen.

An der Lowtschen-Front liefern die Oesterreicher eine wütende Schlacht, die seit vier Tagen unter ununterbrochenem, orkanartigem Feuer andauert, das von Kriegsschiffen und den Forts von Cattaro herrührt. Der Feind gelangte bis in unsere ersten Verteidigungsstellungen am Lowtschen. Unsere Trupen schlugen ihn mehrmals zurück und fügten ihm sehr große Verluste zu.

Am folgenden Abend jedoch wurde der Kampf erbittert fortgesetzt, währenddessen die Oesterreicher erstickende Gase anwandten, wodurch sie sich unserer Stellungen bei Kouk und Ratatz bemächtigen konnten. Die Moral unserer Truppen ist ausgezeichnet. Trotz Entbehrungen aller Art dauern die Kämpfe an.

Der türkische Bericht.

wtb. Konstantinopel, 11. Januar. Der Bericht des Hauptquartiers von gestern abend lautet: Nur Trümmer, Beute und eine Anzahl von Leichnamen, aber keinen einzigen feindlichen Soldaten gibt es mehr in Seddul Bahr. Während unserer Verfolgung wurden die Reste des Feindes, die sich weigerten, sich zu ergeben und in der Richtung auf die Landungsstellen flohen, vernichtet. Auf dem linken Flügel fanden wir in dem Abschnitt Kerevizdere eine große Menge selbsttätiger feindlicher Minen, von denen unsere Genietrupen allein in einem kleinen Raume 90 zerstörten.

An der Irakfront versuchte der in Kut-el Amara eingeschlossene Feind in der Nacht zum 7. d. M. an mehreren Punkten Ausfälle, nachdem er ein heftiges Feuer eröffnet hatte. Er wurde mit Verlusten in seine Stellungen zurückgeworfen.

An der kaukasischen Front ist nichts von Bedeutung vorgefallen.

Am 8. Januar fand im Schwarzen Meer zwischen dem türkischen Dampfer „Javus Selim" und dem russischen Panzerschiffe „Kaiserin Maria" ein halbstündiger heftiger Artilleriekampf auf weite Entfernung statt. „Javus" erlitt keinen Schaden, während Treffer auf der „Kaiserin Maria" festgestellt wurden.

Deutscher Reichstag.

Stimmungsbild.

— Berlin, 11. Januar 1916.

Kurze Begrüßungsworte und drei Liebknechtsche Anfragen bildeten den Auftakt der heutigen Sitzung. Ohne Zwischenfall geht es bei dem sehr radikalen Herrn nicht. So mußte auch heute ein Ordnungsruf des Präsidenten einer Kritik, die Liebknecht an der Geschäftsführung machte, ein Ende bereiten. Damit war das Vorspiel aus, und die Verhandlungen über die Ernährungsfragen konnten nach Annahme des Gesetzes über die weitere Zulassung von Hilfsmitgliedern im Kaiserlichen Patentamt beginnen. Das Haus nahm den ausführlichen Kommissionsbericht des konservativen Abg. Graf Westarp mit Beifall entgegen. Dann eröffnete als Redner der Sozialdemokraten der Abgeordnete Schmidt (Berlin) die Debatte. Seine Kritik an den erlassenen Verordnungen und den gegenwärtigen Zuständen überschritt nicht das gebotene Maß. Staatssekretär Dr. Delbrück rechtfertigte sodann in längerer Rede die Arbeit des Reichsamts des Innern, dem ja als eine der schwierigsten Aufgaben, die der Krieg gestellt hat, die Ordnung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse, die Sorge, daß wir durchhalten, obliegt. In der Ueberzeugung, daß wir auskommen, pflichtete Abg. Dr. Matzinger (Z.) der als weiterer Redner des Hauses das Wort ergriff, dem Staatssekretär bei. Er nahm sich im übrigen in warmen Worten der Futtermittelnot der Landwirte an und forderte die Einführung des Kartensystems für alle Gegenstände des täglichen Bedarfs. Die gleiche Forderung erhob auch der nationalliberale Abgeordnete Dr. Böhme. Verteilungskarten für Butter und Fett seien zum mindesten notwendig. Der Schweinemast müßte erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt werden. Darauf wurde ein Vertagungsantrag angenommen und die Sitzung nach fast fünfstündiger Dauer um 7 Uhr geschlossen.

Sitzungsbericht.

26. Sitzung, Dienstag, den 11. Januar 1916.

Am Tische des Bundesrats: Dr. Helfferich, Lewald, Wahnschaffe.

Präsident Dr. Kaempf begrüßt die Anwesenden und wünscht dem deutschen Vaterlande und dem ganzen Volke ein segenbringendes neues Jahr. (Beifall.)

Der Schriftführer verliest dann das bereits bekannte Antworttelegramm des Kaisers auf die Glückwünsche des Präsidenten zum Jahreswechsel und das Telegramm, das der Präsident der bulgarischen Sobranje von der Eröffnungssitzung der Sobranje an den Deutschen Reichstag geschickt hat. (Lebhafter Beifall.)

Kleine Anfragen.

Auf eine Anfrage des Abg. Dr. Liebknecht über die sogenannten „armenischen Greuel“ erklärt

Direktor im Auswärtigen Amt Dr. v. Stumm: Die aufrührerischen Umtriebe unserer Gegner haben die türkische Regierung veranlaßt, die armenische Bevölkerung anzusiedeln und ihnen neue Wohnstätten anzuweisen. Ueber die Wirkung dieser Maßnahmen findet zwischen der deutschen und der türkischen Regierung ein Notenaustausch statt. Die Einzelheiten können nicht bekannt gegeben werden.

Weitere Ergänzungsfragen Liebknechts werden vom Präsidenten als neue Anfragen zurückgewiesen.

Auf eine weitere Anfrage Liebknechts nach der Lage der Bevölkerung in den von Deutschland besetzten fremden Gebieten erwidert

Ministerialdirektor Lewald: Der Herr Reichskanzler ist nicht bereit, das gewünschte Material dem Reichstage vorzulegen, wird aber wie bisher über die Tätigkeit der Zivilverwaltung in den besetzten Gebieten auf Wunsch im Reichstagsausschuß Auskunft erteilen. (Beifall.)

In einer dritten Anfrage verlangt Dr. Liebknecht Material über die Maßnahmen, die auf Grund des Belagerungszustandes auf dem Gebiete des Vereins- und Versammlungsrechts getroffen worden sind.

Ministerialdirektor Lewald: Der Herr Reichskanzler ist nicht bereit, das gewünschte Material dem Reichstag vorzulegen.

In einer Ergänzungsfrage wünscht Dr. Liebknecht Auskunft, ob dem Reichskanzler bekannt sei, daß es „schwarze Kabinette“ gäbe, in denen die Briefe untersucht würden. (Große Heiterkeit.)

Der Präsident weist diese und andere Ergänzungsfragen zurück und ruft den Abg. Liebknecht, als dieser gegen die Geschäftsführung des Präsidenten Widerspruch erhebt, zur Ordnung.

Das Gesetz über die weitere

Zulassung von Hilfsmitgliedern im Kaiserlichen Patentamt

wird angenommen. Die Denkschrift geht an den Hauptausschuß.

Ernährungsfragen.

Auf der Tagesordnung steht dann der Bericht des Hauptausschusses über die Fragen der Volksernährung. Dazu liegen etwa 60 Entschließungen und Anträge vor.

Berichterstatter Abg. Graf Westarp (kons.): Die Kommission hat eingehend die Zahlen über die vorhandenen Vorräte geprüft und mit den Bedarfszahlen verglichen. Sie hat gefunden, daß genügend Lebensmittel vorhanden sind, um durchhalten zu können. Auf der anderen Seite hat sich die Kommission aber davon überzeugt, daß wir nicht mehr haben, als wir brauchen. Zu Friedenspreisen und in Friedensmengen wird die Bevölkerung Lebensmittel nicht zur Verfügung haben. Diese Einschränkung betrifft nicht nur die Verbraucher, sondern auch die Landwirtschaft und die verarbeitenden Gewerbe. Die Gründe hierzu liegen namentlich in der völkerrechtswidrigen englischen Aushungerungspolitik, da England die Mittel hat, uns von der Zufuhr abzuschneiden. Die Verhältnisse liegen aber nicht nur in den feindlichen, sondern auch in vielen neutralen Ländern zum Teil noch ungünstiger als bei uns.

Voraussetzung für das Durchhalten, für den Sieg ist Sparsamkeit

auf allen Gebieten, eine verständnisvolle, von gutem Willen getragene Beobachtung aller erlassenen Maßnahmen durch Verbraucher, Erzeuger und den Handel. Die Kommission hat als wichtigste innerpolitische Aufgabe angesehen, daß, getragen von der einmütigen Zustimmung aller Parteien und Stände, entschlossen und rechtzeitig, einheitlich und planvoll alle Maßnahmen getroffen werden, um den Wucher hintanzuhalten, die Vorräte gerecht zu verteilen und auch die minderbemittelten Bevölkerungsklassen zu angemessenen Preisen zu versorgen, um aber auch die Produktion nicht nur im bisherigen Umfange zu erhalten, sondern auch nach Möglichkeit zu fördern und zu verstärken. Die einzelnen Vorschläge hierzu sind in dem Bericht niedergelegt und in einer größeren Anzahl von Resolutionen zusammengefaßt, deren Annahme ich Ihnen im Namen der Kommission empfehle. Die vornehmste Pflicht dieses Hauses und des Ausschusses ist, auf die Massen aufklärend und beruhigend zu wirken, um ihnen nach Möglichkeit die Ueberzeugung beizubringen, daß auch sie mitwirken müssen, damit wir durchhalten können. Und

das deutsche Volk läßt sich nicht aushungern!

In ungebrochener wirtschaftlicher Kraft steht es da, um in ebenso ungebrochener Entschlossenheit, den Krieg, unbeirrt durch irgendwelche wirtschaftlichen Nöte und Besorgnisse, zu einem siegreichen Ende durchzuführen. (Beifall.) Aus Rücksichten auf Ernährungsfragen braucht der Krieg nicht einen Tag eher beendet zu werden als bis die militärische und politische Lage zu einem vollen Erfolg geführt hat. (Lebh. Beifall.)

Abg. Schmidt-Berlin (Soz.): Nach 17monatigem Durchhalten müßte das Ausland eigentlich eingesehen haben, daß Deutschland nicht wirtschaftlich zusammenbrechen wird. Allerdings sind weitgehende Eingriffe in das Wirtschaftsleben notwendig: 1. ein Verteilungssystem für bestimmte Nahrungsmittel, 2. die Preisbildung ist dem freien Wettbewerb zu entrücken, 3. die Preisfestsetzung darf nur auf die tatsächlichen Erzeugungskosten Rücksicht nehmen, 4. Sicherung gegen Verfälschung von Nahrungsmitteln. Die meisten Regierungsverordnungen kamen viel zu spät, verhältnismäßig

zu hohe Höchstpreise

sind die Folge. Warum schützt man uns nicht beizeiten gegen die Auswucherungsbestrebungen? Wie ein düsterer Schatten liegt es auf unserer ernsten Zeit, wie die gewaltigen Kriegsgewinne gemacht werden, und noch aufreizender sind die Bilanzen der großen Erwerbsgesellschaften. Besonders verbitternd wirken

die Dividendenergebnisse der Zuckerfabriken.

An dieser Gewinnanhäufung ist unsere Höchstpreispolitik mit schuld. Wenn die Zuckerleute weitere Erhöhungen fordern, so ist das eine Unverschämtheit schlimmster Art. Mit den Herren von der Landwirtschaft ist eine Verständigung über die Preise überhaupt nicht möglich. Die Landräte müßten dafür sorgen, daß die Verteilung der Kartoffeln zufriedenstellender ist, aber dem Minister des Innern liegt seine Polizeiwirtschaft samt der Sorge um die künftigen Wahlen zu sehr am Herzen, sonst würde die preußische Verwaltung mit ihrer guten Organisation zeigen, was sie kann. War es nötig, daß

die Schweinepreise

bis 300 Prozent über das übliche Maß stiegen? Jetzt, wo die Preise herabgesetzt sind, läßt der Auftrieb nach. Durch nichts gerechtfertigt sind die hohen Lederpreise. Daß es dem Ausland vielfach schlechter geht, entschuldigt uns nicht. Wir müssen prüfen, ob die Preise angemessen sind oder nicht. Das Reichsamt des Innern steht nicht auf der Höhe, es zögert zu oft und zu lange. (Beifall links.)

Staatssekretär Dr. Delbrück: Die Versorgung mit Nahrungsmitteln zu angemessenen Preisen muß auch heute wie vor Monaten im Vordergrunde unseres Strebens und unserer Arbeit stehen. Ich glaube feststellen zu können, daß in den Tendenzen, in den letzten Zielen, zwischen allen Parteien und der Regierung völlige Uebereinstimmung herrscht. Namentlich darüber sind wir uns vollständig einig, daß in diesen schweren, ernsten Zeiten unter den besonderen wirtschaftlichen Verhältnissen, die der Krieg geschaffen hat, die Versorgung des Marktes und

die Bildung der Preise nicht dem freien Spiel der Kräfte überlassen

bleiben, sondern daß wir mit fester Hand eingreifen müssen und vor Härten nicht zurückschrecken dürfen, wenn das Wohl des Ganzen und die Sicherheit des Vaterlandes es erfordern. Eins möchte ich ausdrücklich feststellen: Wir werden mit unseren eigenen Erzeugnissen bis zur nächsten Ernte reichen, wenn wir sparsam und haushälterisch mit ihnen umgehen, wenn wir unsere Lebensgewohnheiten den Verhältnissen anpassen und wenn wir weiterhin mit Erfolg die Verteilung und den Verbrauch zu regulieren in der Lage sind. Gegenüber der Meinung des Vorredners muß ich ausdrücklich feststellen, daß der preußische Minister des Innern von Anfang bis zu Ende bestrebt gewesen ist, durch den äußersten in seiner Hand liegenden Druck den Anordnungen des Bundesrats auch die nötige Beachtung draußen im Lande zu verschaffen, und daß der preußische Landrat auf diesem Gebiete nicht versagt hat. Wenn hier und da die Anordnungen nicht funktioniert haben, wenn sie falsch verstanden worden sind, wenn man unter Umständen in ihrer Ausführung über das Ziel hinausgegangen ist, so liegt das in der Schwierigkeit der Aufgabe, die den ohnehin schon

überlasteten Behörden

draußen im Lande gestellt war, so liegt das daran, daß alles das, was wir jetzt tun und was wir jetzt fordern, in vollem Widerspruch steht mit den politischen, volkswirtschaftlichen und rechtlichen Anschauungen, die unser Wirtschaftsleben und unser politisches Leben bis zum Ausbruch des Krieges beherrscht haben. Es ist nicht leicht, eine große Verwaltung und ein ganzes Volk unter so schwierigen Verhältnissen in wenigen Monaten zu einem völligen Umdenken und völligen Umlernen zu bringen. (Sehr richtig!)

Die Aufgaben, die den neugeschaffenen Organisationen gestellt sind, und die Aufgaben, die die Behörden zu erfüllen haben, die Pflichten, die durch diese Organisationen jedem Einzelnen auferlegt werden, können nur begriffen werden, wenn sich der Einzelne, von der Zentralstelle bis zum Gemeindevorsteher und zum einzelnen Haushalt, in gewissen Grenzen über die Gründe und Zusammenhänge der Fragen klar ist, wenn man draußen im Lande Ursachen und Zweck der zu lösenden Probleme und der Einrisse kennt. Die Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen haben, die Knappheit in den notwendigen Lebensmitteln, die Ungleichmäßigkeit ihrer Verteilung haben eine erhebliche Steigerung der Preise allgemein als Begleiterscheinung zur Folge.

Das feindliche wie das neutrale Ausland haben mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, die Preise gewisser Lebensbedürfnisse sind dort noch höher als bei uns. Ich habe aber auf diese Verhältnisse nicht hingewiesen, um etwa die Mängel unserer Organisation zu entschuldigen, sondern es kam mir darauf an, daß die Ursachen dieser überall auftretenden ähnlichen Erscheinungen ganz verschieden sind, nicht nur in den einzelnen Ländern, sondern auch im Inlande. Im Auslande besteht ein freier Markt, die Meere sind offen, die Zufuhr aller Bedürfnisse ist theoretisch frei, trotzdem treten die gleichen Erscheinungen auf, wie bei uns. Im Inlande ist jede Zufuhr vom Auslande abgeschnitten, die Ernährung und Erhaltung der Bevölkerung ist allein auf das gestellt, was das Land hervorbringt. Dieser Unterschied, die Freiheit der Meere, hat England, Frankreich und Italien nicht vor den Schwierigkeiten bewahrt, aber die Stärke unserer eigenen Produktion und die Vortrefflichkeit der Organisation unserer inländischen Verhältnisse hat uns stärker gemacht als das Ausland, das scheinbar nach der äußeren Kriegslage günstigere Verhältnisse aufzuweisen hat.

Die Leistungen unserer Landwirtschaft,

die technische Vervollkommnung ihres gesamten Betriebes haben sich außerordentlich bewährt. Die Mittel, die wir auf die Hebung und Förderung der Landwirtschaft verwandt haben, sind nicht umsonst ausgegeben worden. (Sehr richtig!) Wenn Sie die Verhältnisse in Frankreich, England und Italien prüfen, so fällt dort eine unzureichende Organisation des Verkehrswesens auf. Wir müssen dankbar anerkennen, daß unser Verkehrswesen ausgezeichnet ist. (Beifall.) Wir haben eine Reihe von scharfen Strafbestimmungen, die den Kriegswucher treffen, ihm vorbeugen sollen. Die Frage der Höchstpreise ist außerordentlich schwierig. Wir haben die Einrichtung der Preisprüfungsstellen eine geschlossene Organisation mit einer zentralen Reichsstelle, die sich bis hinunter in die einzelnen Gemeinden verzweigt. Heute schon bestehen

bald tausend örtliche Preisprüfungsstellen.

Demnächst wird durch eine regelmäßig erscheinende Druckschrift allen Preisprüfungsstellen das Ergebnis der Arbeiten der Reichsprüfungsstelle zugänglich gemacht. Die Pflege dieser Preisprüfungsstellen und ihre Entwicklung zu nutzbringender Tätigkeit möchte ich Ihnen ans Herz legen.

Soll die Festsetzung von Höchstpreisen von einer zentralen Stelle aus nicht den Handel stören, so muß die gleichmäßige Versorgung der Bevölkerung mit den betreffenden Lebensmitteln gesichert werden. So reihen sich unabwendbar an die Höchstpreisfestsetzungen an: Beschlagnahme, Organisation des Handels, Gliederung der Höchstpreise nach Groß-, Kleinhandels- und Produzentenpreisen. Dazu tritt manchmal noch die Zentralisation der Aus- oder Einfuhr.

Die Beschlagnahme ist leichter gefordert als durchgeführt. Bei Getreide ist die Sache viel leichter als bei den Kartoffeln. Getreide wird nur einmal geerntet, läßt sich leicht aufbewahren und verhandeln und war ganz der menschlichen Ernährung vorbehalten. Bei den Kartoffeln hätten wir 55 Millionen Tonnen verwalten müssen, von denen nur 15 Millionen Tonnen für die menschliche Ernährung verbraucht wurden. Wir haben zu einer Reihe von Behelfen gegriffen, deren Mangelhaftigkeit vielleicht keinem klarer ist als mir. Bei bestimmten Bedarfsartikeln haben wir ohne Zwangsorganisation die Versorgung der Bevölkerung zentral regeln können, z. B. beim Obst und bei der Kohle. Besonders wichtig ist die genaue Kenntnis der Tragweite der Verordnung über die Versorgungsregelung in der Fassung vom 3. November 1915. Wenn der Handel den Bestimmungen nicht genügt, können die Gemeinden unter Ausschluß von Handel und Gewerbe die Versorgung selbst übernehmen. Das ist von einer ganzen Reihe von Gemeinden mit Erfolg getan worden. Bei der Durchführung aller unserer wirtschaftlichen Maßnahmen ist eine ausgiebige Mitwirkung von Laien, Sachverständigen und Interessenten vorgesehen. Das Ganze ist schließlich gekrönt durch den

Beirat des Reichstages,

der mich bezw. die Regierung in den Fragen der Nahrungsmittelversorgung beraten soll. Der Beirat ist schon zusammengetreten. Die zahlreichen Beiräte, die ich geschaffen habe, bilden die einzige Möglichkeit, die Laienkreise aufzuklären über den Stand der Dinge und sie vor Uebereilttheiten zurückzuhalten, wie sie sicherlich nicht im allgemeinen Interesse liegen.

Ich erwarte, daß die Beteiligung der Bevölkerung an den Beiräten in allen Instanzen dazu beitragen wird, die Kritik auf das richtige Maß zurückzuführen; sie darf in einer so schweren Zeit nur befruchtend und nicht hemmend wirken. Die ganze Bevölkerung muß in diese Organisationen hinein mit dem festen Willen, aus ihnen herauszuholen, was aus ihnen herausgeholt werden kann. (Sehr richtig!) Die ganze Bevölkerung muß an den Arbeiten, die diesen Organisationen gestellt sind, sich betätigen, durchglüht von dem Willen zu siegen, der ebenso im Innern wie nach außen allein die Bürgschaft für den Erfolg bildet. (Lebhafter Beifall.)

Abg. Dr. Matzinger (Ztr.): Die Verhandlungen unseres Hauptausschusses waren getragen von dem Bestreben nach Besserung und Abhilfe der bestehenden Mißstände. So schwere Eingriffe in das wirtschaftliche Leben des Einzelnen sind in einem so ungeheuren Ringen unvermeidlich. Der neugeschaffene Beirat soll

das Vertrauen des Volkes zu den Maßnahmen der Regierung

stärken; möge ihm das in vollem Maße gelingen. Auch heute gilt noch die alte Fabel des Menenius Agrippa für das wirtschaftliche Wohlergehen eines ganzen Volkes. In diesem Geiste werden wir auch den Sieg über eine Welt haßerfüllter Feinde davontragen. Die Forderungen der Sozialdemokratie gehen viel zu weit und würden die Landwirtschaft schwer schädigen. (Beifall im Zentrum.)

Abg. Dr. Böhme (natl.): Die Frage ist, ob es möglich ist, bei dem allgemeinen Ungemach unseres Volkes, wenigstens die Ernährung sicherzustellen, nachdem zuletzt auch noch das Wetter gegen uns Stellung genommen hat. Die Organisation mag eine gute sein, aber sie kam reichlich spät, auch die Reichsprüfungsstelle hat sich nicht bewährt, da sie zu bureaukratisch war. Auf Grund ganz einseitiger Informationen ist die Regierung in der

Kartoffelfrage

vorgegangen, erst der Fünfzehner-Ausschuß hat eine Besserung herbeigeführt. An der Kartoffelversorgung ist sehr viel herumgedoktert worden, auf keinem anderen Gebiete löste so schnell eine Verordnung die andere ab. Die Preise stiegen fortwährend, bis die neuen Kartoffelhöchstpreise kamen, mit denen die Landwirtschaft im allgemeinen zufrieden sein kann. Die Konsumenten dürfen aber auch ihre Anforderungen nicht überspannen. Bei der Lebensmittelversorgung müssen wir uns davon leiten lassen, daß die arbeitenden Schichten des Volkes gut ernährt werden, und vor allem darf nicht der Eindruck aufkommen, daß die Reichen sich mittels ihres Geldes alle Lebensmittel reichlich verschaffen können.

Butter- und Fettkarten

müssen für das ganze Reich eingeführt werden. Die Beschäftigung der Mühlen ist oft eine recht einseitige zugunsten der Großmühlen. Der Schweinemast muß im Interesse der Futterversorgung die schärfste Aufmerksamkeit gewidmet werden. Für die Landwirtschaft ist die Regelung der Futtermittel das Wichtigste, denn ihr Mangel macht die Viehzucht ganz unrentabel. Die Konservenindustrie muß aufs schärfste kontrolliert werden. Der Gedanke, uns auszuhungern, hat sich als absurd erwiesen. Wir werden durchhalten. (Beifall.)

Ein Vertagungsantrag wird angenommen.

Nächste Sitzung Mittwoch nachmittag 2 Uhr. Fortsetzung der Beratung.

Schluß 7 Uhr.



Joffres Silvesterbefehl.

Von General der Inf. z. D. von der Boeck

General Joffre, der französische Generalissimus, hat jüngst anläßlich des abgelaufenen Kriegsjahres 1915 einen „Armeebefehl" erlassen, dessen Inhalt nach mehreren Richtungen unter die Lupe genommen zu werden verdient.

Nachdem der General im Eingange seines Befehls die „Soldaten der Republik" darauf hingewiesen hat, daß sie am Ende des Kriegsjahres 1915 ihr Werk mit Stolz betrachten und sich der Größe und ausgeführten Kraftanstrengungen erinnern könnten, versucht er dies im Einzelnen zu begründen.

Im Artois, in der Champagne, im Woevre und in den Vogesen — sagt der General — habt ihr dem Feinde „gewaltige Niederlagen und blutige Verluste, die unvergleichlich stärker waren, als die unsrigen, beigebracht." Demgegenüber braucht nur auf die Tagesberichte unserer Obersten Heeresleitung, die sich im Laufe des Krieges nicht allein bei uns, sondern auch in neutralen Ländern volles Vertrauen erworben haben, hingewiesen zu werden. Nach diesen Berichten sind bekanntlich alle Durchbruchsversuche, die im Laufe des Kriegsjahres 1915 von unseren Gegnern im Westen unternommen wurden, gescheitert; auch die geringen örtlichen Erfolge, welche bei dem letzten, im Herbst 1915 unternommenen Versuch, an dem drei Viertel der gegnerischen Streitkräfte beteiligt waren, im ersten Ansturm erzielt worden waren, sind inzwischen größtenteils wieder ausgeglichen. Unsere Armeen im Westen halten nach wie vor ihre Stellungen, die sie seit über Jahresfrist einnehmen, fest in der Hand und werden sie sich sicher auch fernerhin nicht entreißen lassen.

Die obige Behauptung des General Joffre steht auch im krassesten Widerspruch zum weiteren Text seines Armeebefehls, worin er sagt: „Das deutsche Heer hält sich noch immer", während er es nach seinem, den letzten großen Durchbruchsversuch ankündigenden Befehl vom 14. September 1915 aus Nordfrankreich und Belgien vertreiben wollte. Er sucht aber diese unbestreitbare Tatsache abzuschwächen, indem er hinzufügt: „es sieht aber, wie täglich seine Truppenbestände und seine Hilfsmittel sich vermindern." Das ist eine bewußte Unwahrheit, denn ein Mann, wie der General Joffre, sollte doch wohl genau wissen, daß nicht Deutschland, sondern Frankreich bald am Ende seiner militärischen Leistungsfähigkeit angelangt ist. Während Frankreich bereits genötigt ist, den Jahrgang 1917, d. h. die 1897 geborenen Wehrpflichtigen demnächst in das Heer einzustellen, wird in Deutschland jetzt erst zur Musterung des Jahrganges 1916 geschritten, der somit kaum viel früher als gewöhnlich zur Einstellung gelangen dürfte. Außerdem aber besitzen Deutschland und seine Verbündeten — wie General Joffre ebenfalls wissen muß — noch überschüssige Kraft genug, denn sonst hätten sie im Kriegsjahr 1915 nicht die große erfolgreiche Offensive im Osten und den siegreichen Feldzug auf dem Balkan unternehmen können.

Und was „die blutigen Verluste" anbelangt, die wir bei den feindlichen Durchbruchsversuchen im Westen in weit höherem Maße als unsere Gegner gehabt haben sollen, so braucht nur daran erinnert zu werden, daß unsere amtlichen Berichte diese falsche Behauptung längst widerlegt haben.

Den serbischen Kriegsschauplatz, auf dem die Heere der Mittelmächte und ihres bulgarischen Verbündeten in kurzer Zeit so große Erfolge erzielt haben, bezeichnet General Joffre sodann „als einen nebensächlichen", der von uns in das Operationsgebiet nur hineingezogen sei, um „das schwankende Oesterreich zu stützen." Wenn der Balkankriegsschauplatz in der weiteren Entwicklung des Weltkrieges wirklich eine so nebensächliche Rolle spielt, dann begreift man nicht, warum der Vierverband sich durch Belassung und fortwährende Verstärkung seiner Landungstruppen bei Saloniki bemüht, dem Balkanfeldzuge noch jetzt eine für ihn günstige Wendung zu geben. Außerdem soll angeblich General Joffre demnächst auf dem Balkan den Oberbefehl über die dortigen Streitkräfte des Vierverbandes übernehmen, was er doch gewiß nicht tun würde, wenn dieser Kriegsschauplatz eine so nebensächliche Bedeutung hätte.

Für die Mittelmächte und ihre bulgarischen Verbündeten hatte der Feldzug gegen Serbien und damit der Balkankriegsschauplatz eine sehr große Bedeutung, denn es handelte sich dabei einmal um die Bestrafung Serbiens, das an dem Ausbruch dieses Weltkrieges einen nicht geringen Teil der Schuld auf sich geladen hatte, ferner um die Freimachung des Weges nach Konstantinopel und endlich um die Rückeroberung derjenigen mazedonischen Gebiete, die Bulgarien im Frieden von Bukarest 1913 unrechtmäßiger Weise vorenthalten worden waren. Diese Ziele sind in der überraschend kurzen Zeit von kaum 10 Wochen erreicht worden. „Das schwankende Oesterreich zu stützen" war nicht notwendig, denn es bedarf glücklicherweise solcher Stütze nicht, wie seine bewundernswerte Widerstandskraft an der italienischen Grenze und neuerdings wieder in Ostgalizien gezeigt hat.

Zum Schluß seines Armeebefehls spricht General Joffre dann noch von dem bevorstehenden wirtschaftlichen und finanziellen Zusammenbruch der Zentralmächte, worauf hier nicht näher eingegangen werden soll, da dieser Unsinn schon oft genug und schlagend widerlegt worden ist.

Er endet dann mit dem Satz: „Während unsere Feinde vom Frieden sprechen, denken wir nur an Krieg und Sieg." Es war ja zu erwarten, daß die von der Sozialdemokratie kürzlich im deutschen Reichstage hervorgerufene Friedensdebatte von unseren Gegnern so ausgelegt werden würde, wie es der vorstehend wörtlich wiedergegebene Satz im Armeebefehl des General Joffre tut. Diese Auffassung ist aber durchaus falsch und entspricht keineswegs den Tatsachen. Gewiß wird in Deutschland ebenso wie anderswo vom Frieden gesprochen, aber nicht vom Frieden um jeden Preis, sondern von einem ehrenvollen Frieden nach endgültigem Siege. Wenn aber in Deutschland und den mit diesen verbündeten Ländern vom Frieden gesprochen wird, so geschieht das nicht etwa aus Besorgnis über den Ausgang des Krieges, wozu bei der für den Vierbund außerordentlich günstigen Kriegslage gar kein Anlaß vorliegt, sondern es liegt darin ein neuer Beweis dafür, daß die Mittelmächte diesen Krieg nicht gewollt und nicht herbeigeführt haben, und eben deshalb jederzeit bereit sind, auf annehmbare Friedensvorschläge einzugehen, um ihren Völkern und der Welt weiteres unnötiges Blutvergießen zu ersparen. Nur in diesem Sinne wird in den Ländern des Vierbundes vom Frieden gesprochen.

Die vorstehenden Darlegungen werden gezeigt haben, von welchen falschen Voraussetzungen — absichtlich oder unabsichtlich — der ruhmredige Armeebefehl des General Joffre ausgeht. Es ist aber bezeichnend, daß bei unseren Gegnern zu solchen Mitteln gegriffen werden muß, um ihren Soldaten Mut zum Durchhalten und zu weiteren Kämpfen einzuflößen. Bei uns und unseren Verbündeten sind solche verwerflichen Mittel glücklicherweise nicht nötig gewesen, wie der Inhalt der von den Obersten Kriegsherrn anläßlich des Jahreswechsels an ihre Soldaten gerichteten Befehle deutlich gezeigt hat.

Herford und Minden-Ravensberg.

12. Januar.

Fürsorge für Krieger aus dem Mittelstand.

Ein preußischer Ministerialerlaß beschäftigt sich unter Bezugnahme auf einen Reichstagsbeschluß mit der Fürsorge für Krieger aus dem Mittelstand. Es heißt darin:

Neuerdings ist auch der Generalfeldmarschall v. Hindenburg bei den zuständigen Reichs- und Staatsbehörden unter Hinweis auf das eherne Pflichtgefühl und den todesmutigen Geist unserer Armeen warm dafür eingetreten, daß durch möglichst baldige Regelung dieser Frage den im Felde stehenden Soldaten die Sorge um ihr und ihrer Frauen und Kinder Schicksal nach dem Kriege genommen und die Gefahr der Verarmung und des wirtschaftlichen Zusammenbruchs von ihnen abgewendet werde. Es ist anzuerkennen, daß die Kriegsteilnehmer aus dem selbständigen Mittelstand infolge langer Abwesenheit von ihrem Berufe vielfach in eine besonders schwierige Lage geraten, aus der sich zu befreien ihrer eigenen Kraft allerdings nicht immer gelingen wird. Dies trifft vornehmlich für den gewerblichen Mittelstand (Handwerker und Kleinkaufleute), daneben aber auch für kleinere Landwirte, sowie für die freien Berufe und für die sonstigen selbständigen Erwerbstätigkeiten zu. Die erwarteten Schwierigkeiten werden in größerem Umfang zwar erst nach Beendigung des Krieges zutage treten, vereinzelt wird sich aber auch schon jetzt das Bedürfnis geltend machen, Kriegsteilnehmern oder ihren Angehörigen Hilfe angedeihen zu lassen. Wir vertrauen, daß die zur Vergebung öffentlicher Arbeiten berufenen Behörden bei der Zuweisung von Beschäftigung die besondere Berücksichtigung der Kriegsteilnehmer aus dem selbständigen Mittelstande sich angelegen sein lassen werden. Daneben aber wird in einer Reihe von Fällen auf die als Hilfsmaßnahmen vor allem angeregte Gewährung von Darlehen zur Fortführung oder Wiederaufrichtung des Betriebes nicht verzichtet werden können. Die Minister weisen dann darauf hin, daß besonders die Provinzen zur Mitarbeit hierzu berufen sind. „Unsererseits sind wir — vorbehaltlich der Frage der Beteiligung des Reichs an der Deckung der dem Staate erwachsenden Kosten — grundsätzlich bereit, den Provinzen zur Gewährung von Darlehen an Kriegsteilnehmer oder deren Angehörige, gegen mäßige Verzinsung, zum Zweck der Wiederherstellung ihrer selbständigen Erwerbstätigkeit Beihilfen zu überweisen." Der Staat will auf die Rückerstattung von 15 v. H. der Staatsmittel verzichten, die für Ausfälle und dergleichen den Provinzen verbleiben sollen.

= **Die neue Tabaksteuer.** Die Mitteilungen über angebliche neue Tabaksteuern, die wir gestern aus einem Tabakfachblatt wiedergaben, sind, wie ein anderes Fachblatt, der „Generalanzeiger für den Zigarren-, Zigaretten- und Tabakhandel", an maßgebender Stelle erfahren haben will, zumindest verfrüht. Die Regierung habe unter den vielen Vorschlägen ihre Entscheidung noch nicht getroffen. Am meisten Aussichten hat noch immer die Banderolesteuer. Die Mehreinnahmen durch Erhöhung des Zolles aus Zigarettentabak usw. werden selbst im Reichsschatzamt nur auf sechzig Millionen Mark geschätzt, da billige Tabake und mittlere Sorten nicht weiter belastet werden können. — Es wäre sehr wünschenswert, wenn möglichst bald über diese für unsere Heimat sehr wichtige Frage, eine Klärung herbeigeführt würde.

= **Eine Kriegsmahnung an die deutschen Arbeiter** wird jetzt auf allen Groß-Berliner Bahnhöfen an hervorragender Stelle veröffentlicht. Der Inhalt lautet: „An die deutschen Arbeiter! Seid verschwiegen! Keine deutsche Erfindung, kein technischer Fortschritt darf unseren Feinden zugute kommen. Das Wohl des Vaterlandes hängt von Euerer Geheimhaltung ab, denn Ihr seid die Hüter dieser Geschehnisse. Wer über das, was er auf der Arbeitsstätte sieht oder hört, Mitteilungen macht, schädigt das Vaterland und begeht Landesverrat. Feindliche Spione sind bemüht, Euch unter der Maske des Vaterlandsfreundes auszufragen. Darum, seid verschwiegen und laßt Euch nicht ausfragen."

npt. **Bestandsaufnahmen für Kartoffeln.** Man schreibt uns: Bei den Beratungen zwischen Regierungsvertretern und den Vorsitzenden der Landwirtschaftskammern hat es sich als notwendig herausgestellt, Bestandsaufnahmen von Kartoffeln vorzunehmen um von deren Ergebnis alle weiteren Maßnahmen abhängig zu machen. Es ist jedoch nicht geplant, eine allgemeine Bestandsaufnahme für das Reich anzuordnen, viemehr werden die Bundesregierungen Bestandsaufnahmen für die Städte anordnen, für deren gewissenhafte Durchführung Vorsorge getroffen werden wird. Die außerordentlich großen Zufuhren an Kartoffeln, die in der letzten Zeit nach den westlichen Städten gemacht sind, deuten darauf hin, daß in vielen Orten eine Vorversorgung stattgefunden hat, die über den gegenwärtigen Bedarf weit hinausgeht. So hat die Bestandsaufnahme in einer westlichen Großstadt im Dezember ergeben, daß vollkommen ausreichende Vorräte bereits bis Ende März vorhanden waren. Es ist deshalb notwendig, in allen Städten festzustellen, welche Mengen sich in den Händen des Großhandels, des Kleinhandels und der Verbraucher befinden. Nur wenn hierüber völlige Klarheit erzielt wird, lassen sich Schwierigkeiten in der Kartoffelversorgung für die der nächsten Ernte voraufgehenden Monate vermeiden. Pflicht der Gemeinden ist es, für einen sparsamen Verbrauch an Kartoffeln alle nur möglichen Vorkehrungen zu treffen. Eine Stadt in Schleswig-Holstein ist in dieser Beziehung in vorbildlicher Weise vorgegangen, indem sie Kartoffelbezugsscheine eingeführt hat, die von der städtischen Verwaltung ausgehändigt werden, nachdem eine genaue Bestandsaufnahme festgestellt hat, wo ausreichende Vorräte vorhanden sind, und wo ein wirklicher Bedarf vorliegt. Auf diese Weise ist diejenige Sparsamkeit im Kartoffelverbrauch erreicht, die trotz der großen Ernte durchaus notwendig ist, wenn Schwierigkeiten vorgebeugt werden soll.

= **Die Zahl der Postscheckkunden** ist im Reichspostgebiet Ende Dezember 1915 auf 111 931 gestiegen. Zugang im Monat Dezember 965. Auf den Postscheckrechnungen wurden im Dezember 1915 gebucht 2276 Millionen Mark Gutschriften und 2266 Millionen Mark Lastschriften. Bargeldlos wurden 2461 Millionen Mark des Umsatzes beglichen. Das Gesamtguthaben der Postscheckkunden betrug im Dezember 1915 durchschnittlich 307 Millionen Mark. Im Ueberweisungsverkehr mit dem Auslande wurden 6,2 Millionen Mark umgesetzt.

ma. **Beförderung von Kunstdünger.** Die Bestellungen und Verladungen von Kunstdünger sollten im Monat Januar in möglichst großem Umfange erfolgen, da die verfügbaren Eisenbahnwagen von Anfang Februar wieder durch andere dringliche Sendungen stark in Anspruch genommen werden.

= **Höchstpreise für Düngemittel.** In der gestrigen Bundesratssitzung wurde durch die Verordnung über künstliche Düngemittel eine umfassende Regelung dieses wichtigen Gebietes beschlossen. Die Verordnung bringt zunächst Höchstpreise für die maßgebenden Düngemittel und zwar im Hinblick auf den Verbraucher. Für den Verkauf durch die Fabrikanten, sowie im Großhandel werden Höchstpreise nicht festgesetzt, doch erhält der Reichskanzler die Befugnis im Bedarfsfalle auch diese zu bestimmen. Außer durch die Preistreibereien, denen die Höchstpreise ein Ziel setzen sollen, fühlt sich die Landwirtschaft noch durch das Mischen von künstlichen Düngemitteln beschwert. In weitem Umfange werden diese Mischungen lediglich zu dem Zwecke der Verschleierung oder Täuschung hergestellt. Um dem vorzubeugen, enthält die Verordnung genaue Vorschriften über die Herstellung von Mischdüngemitteln. Demselben Zweck dient die Bestimmung, wonach der Verkäufer dem Käufer spätestens bei Abschluß des Kaufvertrages eine schriftliche Mitteilung über Art, Gehalt und Form des gekauften Düngemittels auszuhändigen hat. Hervorgehoben sei, daß alle Bestimmungen nach Möglichkeit den im Düngemittelverkehr bisher üblichen und teilweise lang eingebürgerten Abmachungen sich anschließen. Endlich enthält die Verordnung noch die Bestimmung über das Entfetten wichtiger Rohstoffe der Düngemittelfabrikanten, nämlich der Knochen, Lederabfälle usw. Die Verordnung tritt mit dem Tage der Verkündigung, die Strafbestimmungen dagegen am 15. 1. 1916 in Kraft.

= **Wohltätigkeitskonzert.** Heute abend 8¼ Uhr findet im Brinkmann'schen Festsaal ein Wohltätigkeitskonzert statt.

Aus Nachbarschaft und aller Welt.

T.U. **Stuttgart,** 10. Januar. In einem Walde in der Nähe von Stuttgart wurde gestern der 59 Jahre alte Fabrikarbeiter Wetzler mit durchschnittenem Halse und eingeschlagenem Schädel aufgefunden. Es liegt Raubmord vor. Dem Ermordeten wurde der Wochenlohn geraubt. Als der Tat verdächtig ist ein 18jähriger Arbeiter, der mit Wetzler zusammen arbeitete, verhaftet worden.

T.U. **München,** 10. Januar. In Lenzberg ereignete sich eine schwere Alkoholvergiftung, die drei Menschenleben forderte. Gestorben sind die Taglöhnerfrau Lirch, Mutter von 7 Kindern, ferner der frühere Bergmann Kaucic, Vater von 6 Kindern, der Bergmann Lebl, gleichfalls Vater von 6 Kindern. Mit dem Tode ringt der Bergmann Riesmann, der gleichfalls darniederliegt. Nachdem eine Gerichtskommission die Schnapsbrennerei des Händlers Movern geschlossen hatte, wurden alle Vorräte beschlagnahmt. Der Händler wurde verhaftet.

Wolle und Tabak aus Kleinasien für die Mittelmächte.

Berlin, 10. Januar. Nach einer Bukarester Meldung der „Morgenpost" gestattete der rumänische Ackerbauminister drei Wochen hindurch die Ausfuhr von 9000 Stück Lebendvieh nach Oesterreich-Ungarn, und der Finanzminister erlaubte die Ausfuhr und Durchfuhr aus der Türkei und Bulgarien für Oesterreich-Ungarn und Deutschland bestimmter Wollgespinste. Tabakwaren trafen in rumänischen Häfen ein und können auf der rumänischen Eisenbahn über Predeal durchrollen. Der erste Transport, bestehend aus 48 000 Kilogramm Wolle, 57 000 Kilogramm Tabak, ist aus Hamadan eingetroffen und bereits befördert. Der Tabak geht nach Dresden.

Blühende Mandelbäume im Januar.

fh. **Darmstadt,** 10. Januar.

Eine Frühlingkunde kommt von der Bergstraße: In einigen Höhenlagen haben infolge der zeitigen milden Witterung die Mandelbäume angefangen zu blühen. Nur ist die Bergstraße allerdings ein klimatisch sehr bevorzugter Landstrich, er hat wohl die höchste Durchschnittstemperatur von ganz Deutschland. Aber daß die Mandelbäume schon im Januar anfangen zu blühen, dessen können sich die bekannten ältesten Leute nicht erinnern. In früheren Jahren hat man höchsten im Monat Februar die Mandel blühen sehen. Nach den Erfahrungen der Gärtner hofft man, daß die Blüten auch Früchte ansetzen werden, falls nicht ein besonders starker Frost die voreiligen Blütenträume verwelken läßt.

Skandalszene am Café Aragno in Rom.

Lugano, 11. Januar. Am Corso in Rom gab es gestern einen peinlichen Auftritt. Ein vor dem bekannten Kaffee Aragno, dem Hauptquartier der Politikanten und Kriegsschreier, vorübergehender Versagliere wurde plötzlich von der Wut übermannt, zog seinen Degen und zertrümmerte die sämtlichen großen Spiegelscheiben des Lokals. Unter dem Rufe: „Es ist eine Schmach, daß diese Nichtstuer und Schwätzer uns in den Krieg hineinhetzen, während wir Soldaten im Feld draußen verbluten müssen!" schlug er mit dem Säbel um sich. Nur mit großer Mühe konnte der Rasende festgenommen werden.

Aus Ostpreußens Leidenszeit.

Dem Abgeordnetenhaus ist soeben ein vom Abg. Fuhrmann hergestellter Bericht über die Augustreise von Mitgliedern des Abgeordnetenhauses durch Ostpreußen zugegangen. Die Angaben des Berichts sind im allgemeinen bekannt. Wir heben hier nur noch hervor: Ganz oder teilweise zerstört sind 24 Städte, fast 600 Dörfer, 300 Güter, 34 000 Gebäude sind hier dem Krieg zum Opfer gefallen, über 100 000 Wohnungen geplündert worden. Von den Russen getötet und schwer verletzt sind, zum Teil nach voraufgegangenen schweren Mißhandlungen, 2000 Personen. Die Zahl der nach Rußland Verschleppten beträgt 10 700. 350 000 bis 400 000 ostpreußische Flüchtlinge haben den Schutz westlicher Provinzen in Anspruch nehmen müssen. Der durch die Russen verursachte Verlust an landwirtschaftlichem Nutzvieh beträgt 135 000 Pferde, 250 000 Stück Rindvieh, 200 000 Schweine, 50 000 Schafe, 10 000 Ziegen, 600 000 Hühner, 50 000 Gänse.

Ein aufregender Kampf in den Lüften.

Genf, 11. Januar. Augenzeugen eines Angriffs, den ein deutscher Eindecker bei Chalons gegen den Zweidecker des französischen Leutnants Landron unternahm, berichten, daß das überaus aufregende Schauspiel zwei Minuten gedauert habe. Der Sieg des deutschen Eindeckers sei seiner größeren Schnelligkeit und seiner unleugbaren Manövriertüchtigkeit zuzuschreiben. Landron gab sein Bestes, aber in dem Augenblick, als die Zuschauer ihn gerettet glaubten, wurde er durch einen Schuß in die Herzgegend getötet. Sein Beobachter, Kapitän Courtois, der mit dem Apparat abstürzte, ist seinen Wunden erlegen.



Unsere heutige Nummer umfaßt 10 Seiten.

Verantwortlich für den Text- und Inseratenteil: Fr. Kuhle, Herford.

Herford, den 12. Januar 1916.

Statt besonderer Anzeige.

Am Montag 4 Uhr morgens entschlief im 94. Lebensjahre

Fräulein
Helene Christiani.

Die Beerdigung findet statt von der Friedhofshalle am Donnerstag, den 18. d. Mts., nachmittags 3 Uhr.

Die Hinterbliebenen.



Herford, den 11. Januar 1916.

Heute morgen um 3¼ Uhr entschlief sanft nach langem, schwerem, mit grosser Geduld ertragenem Leiden im festen Glauben an ihren Erlöser, meine liebe Frau, unsere gute Schwester, Schwägerin und Tante

Frau Luise Schröder

(früher Frau Richter) geb. Westerheide.

In tiefer Trauer:

Gustav Schröder.

Die Beerdigung findet am Freitag, den 14. Januar 1916, nachmittags 3 Uhr vom Trauerhause, Hansastr. 13, aus statt.

Vorfeier beginnt 2½ Uhr.

Von Beileidsbesuchen bitte abzusehen.

Herford, den 11. Januar 1916.

Statt besonderer Anzeige.

Am 10. Januar abends 7 Uhr entschlief im Kreiskrankenhause nach längerem, mit grosser Geduld ertragenem Leiden, meine liebe Frau, unsere gute Mutter, Tochter, Schwester, Schwägerin und Tante

Marie Wehmeyer

im Alter von 37 Jahren.

Dies zeigt mit der Bitte um stille Teilnahme an

Heinrich Wehmeyer.

Die Beerdigung findet am Freitag, den 14. d. Mts., nachmittags 4 Uhr vom Trauerhause, Brüderstr. 6, aus statt.

Nach Gottes unerforschlichem Ratschluss erhielten wir ganz unerwartet wiederum die schmerzliche Nachricht, dass mein lieber Mann, unser guter Vater, Bruder, Schwager und Onkel,

der Landsturmmann

Adolf Buschmann

im Alter von 39 Jahren von einer feindlichen Granate bei treuer Pflichterfüllung auf Posten den Heldentod für sein geliebtes Vaterland am 23. Dezember 1915 erlitten hat.

In tiefem Schmerz:

Frau Marie Buschmann
geb. Sundermann,
nebst Kindern.

Sundern, den 11. Januar 1916.

Nun ruhe sanft in Feindes Erde,
Still von uns beweint,
Bis einst der Himmelsfrieds,
Ewig uns vereint.

Ländliche Besitzung

15 Scheffelsaat, wegen Krankheit des Besitzers sofort zu verkaufen. Haus noch fast neu.

Brake b. Bielefeld; nahe Wirtschaft Niemeier.

Schriftl. Angebote unter Nr. 139 an die Geschäftsstelle d. Ztg.



Ich bekomme am **Donnerstag, d. 13. Jan.** einen großen Transport

bayrische Zugochsen

in jedem Alter und Gewicht.

Erwarte Kauflustige am Donnerstag und folgende Tage hier.

H. Ruthenburg,
Gütersloh. — Telefon 72.
Größtes Geschäft dieser Art in Westfalen.

Genehmigt f. d. Provinzen Westfalen u. Rheinland.
Ziehung am 28. u. 29. Januar

Rote Kreuz-Lotterie

3667 Gewinne im Werte von Mark

100000

Hauptgewinne

50000

10000

Lose 3 M. (Porto u. Liste — 30 Pf.) — empfiehlt und versendet

Gust. [illegible], Essen

Loose sind zu haben in allen durch Plakate kenntlichen Verkaufsstellen

---

Die herrschaftl.

I. Etage

im Hause Uhlandplatz 3, bestehend aus 5 Räumen, Wintergarten, Badezimmer nebst Zubehör auf gleich oder 1. 4. 16. zu vermieten.

Näheres daselbst.

Wohnung

(im 2 Familien-Haus)

3 Räume mit Zubehör an ruhigen Mieter per 1. April zu vermieten.

Salzuflerstraße 165.

Papierabfälle,
alte Zeitungen,
alte Briefschaften

usw. kaufen jedes Quantum zum sofortigen Einstampfen unter Aufsicht

G. A. Landwermann & Co.,
Papierwarenfabrik.

Ich suche zum sofortigen Eintritt einen **jüngeren**

Arbeiter.

Heinrich Hoppe.

Suche nach **Westfalen**

25 Ziegelarbeiter

für Ofen Presse und Behmberg. Löhnung alle 14 Tage.

H. Friedrich
Ehrentrup 33 bei Lage
(Lippe.)

Zum 1. April 1916 ist die herrschaftliche zweite

Wohn-Etage

in dem neuen Hause Alter Markt 12, best. aus 4 Wohnz., Küche, Bader. und Zubehör preiswert zu vermieten.

Näh. bei **Frau Ganz,** Freiheitstr. 20 u. im Hause selbst.

Wegen Erkrankung meines jetzigen, suche auf sofort oder später ein ordentliches, ehrliches und sauberes

Mädchen

im Alter v. 17—19 Jahren.

Frau Carl Wittenborg
Herford, Elverdisserstr. 26

Kleine

Wohnung

zu vermieten, evtl. mit Möbeln. Nachzufragen in der Expd. d. Blattes unter Nr. 133.

Ein Lehrmädchen

fürs Kontor per 1. März,

zwei Lehrmädchen

für die **Waschblusennäherei** per 1. April können sich melden bei

Altermann & Jacobi.

Kinderlose Familie sucht 3—4

Zimmer

mit Wasserleitung. Angebote mit Preisangabe unter Nr. 37 an die Geschäftsstelle d. Ztg.

Einf.

möbl. Zimmer

mit Morgenkaffee, in der Nähe des Alten Marktes, auf sofort zu vermieten.

Auskunft unter Nr. 46 erteilt d. Geschäftsstelle d. Ztg.

Bekanntmachung.

Der städtische Verkauf von Butter findet nach wie vor statt, auch an den sogenannten fettlosen Tagen, im früher Burhop'schen Laden, Bäckerstraße. Verkauf nur für Bürger der Stadt Herford.

Herford, den 10. Januar 1016.

Der Magistrat.

Und hastenden Schrittes verliess ich das Haus, das soeben Zeuge der Komödie meines Lebens geworden war!! —

Joe Deebs erhob sich langsam . . . . Siehst du Mutter . . **das war mein schwierigster Fall!**

?

Brinkmanns Festsaal.

Heute, **Mittwoch, den 12. Januar,** abends 8¼ Uhr:

Großes Wohltätigkeitskonzert

ausgeführt von der Kapelle des 1. Ers.-Battl. Inf.-Reg. Nr. 17. unter Leitung des Musikleiters Herrn Andree.

Eintritt 75 Pfg.

Billige

Militär-Uhren

von **3.75 Mk.** an,
mit Leuchtblatt **5.75 Mk.**

Elektr. Taschenlampen u. Batterien.

Jede Uhr kann bei mir mit Leuchtblatt versehen werden, Preis 2,50 M.

W. Höwener, Bäckerstr. 4.
Uhrenhandlung.

Kaufmann,

40 Jahre alt, militärfrei, sucht sofort **Stellung** auf Kontor oder Lager.

Angebote an die Geschäftsstelle d. Ztg. unter 117.

Pflaumen

a Pfund 40 Pfg. empfiehlt

Heinrich Nolting,
Rennstraße.

Lotte Fricke

empfiehlt sich zum

Nähen v. Wäsche und Schürzen.

Wohne jetzt

Jahnstr. N. 7.

Für ein **Kolonialwaren-Geschäft** wird ein

junger Mann

für Kontor und Lager, eventl. auch für Reise auf sofort gesucht. Angebote mit Zeugnisabschriften besorgt die Herforder Zeitung unter Nr. 125.

Branchekundige, militärfreie

Lageristen

sowie

Lageristinnen

zum baldigen Eintritt gesucht. Ausführliche Offerten mit Eintrittstermin, Zeugnisabschrift und Gehaltsansprüchen erbeten.

R. Overmeyer
Kleider- u. Wäschefabrik
Osnabrück.

Suche für zwei Tische und Ofen (Sandstrich) die erforderlichen

Leute.

Herm. Funke
Ziegelei Wiesche
Winkhausen 91 b. Heißen-Mülheim (Ruhr.)

Tüchtige

Schlosser, Dreher u. Schmiede

für dauernde Beschäftigung gesucht. Evtl. wird Umzug vergütet.

Zu melden b. Pförtner.

Metallwarenfabrik
Troisdorf (Rhld.)

Lichtspielhaus Wittekind

Ab Dienstag, den 11. Januar.

Besonderer Umstände halber sind wir gezwungen, den

4 Akte! **Detektiv-Schlager** 4 Akte!

Sein schwierigster Fall

das zweite Abenteuer des Detektivs

Joe Deebs

schon jetzt zu bringen.

Wir erinnern dabei an den vor kurzem gezeigten, mit so grossem Beifall aufgenommenen Schlager

Das Gesetz der Mine.

Vorliegendes übertrifft alles bisher Gezeigte.

Ein Ereignis ersten Ranges

ABSYNTH.

Der Mörder des französischen Volkes.

Grosses soziales Drama in 4 Akten

Die Entsittlichung einer grossangelegten Nation.

Die Entnervung

der höchsten Gesellschaftskreise und der niedrigsten Volksmassen.

Absynth, dieses Giftgetränk, ist der **Mörder des französischen Volkes.**

Ferner:

Der rasende Roland.

Lustspiel in 3 Akten.

Vergessen Sie nicht: **NERO.**

Herforder Zeitung

für Stadt und Land

Druck und Verlag von Fr. Kuhle in Herford. Geschäftsstelle: Herford, Rennstr. 29/31. Fernruf 83

Die Zeitung erscheint tägl. mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. Bezugspreis Ausgabe A: 1/4jährl. 1.80 M., bei Postbezug 1.50 M. u. Bestellgeld. Ausgabe B, mit „Leben im Bild", 30 Pf. mehr. Preis der 1spalt. Kleinzeile für Stadt u. Landkreis Herford, Gohfhausen u. Amt Rehme 15 Pf., sonst 18 Pf.

Regelmäßige unentgeltliche Beilagen: *Herforder Erzähler* (täglich), *Am Pflug* (monatlich zweimal), *Haus und Hof* (monatlich zweimal), *Fabrik und Handwerk* (monatlich einmal), *Für Jäger und Naturfreunde* (monatlich einmal), *Mode für Alle* (monatlich zweimal).

General-Anzeiger für Stadt u. Landkreis Herford — Amtlicher Anzeiger für Stadt u. Landkreis Herford

Nr. 9 — Herford, Mittwoch, den 12. Januar — 1916

Kriegsausbruch in Lüderitzbucht.

Von Hildegard Hoener.

Die Verfasserin dieser Kriegserinnerungen war in Lüderitzbucht in einem großen deutschen Handelshause tätig. Nachdem sie erst mit den anderen gefangenen Frauen in Camp untergebracht war, kam sie dank ihrer persönlichen Beziehungen als Gast auf die Farm einer englischen Familie. Mit einer Reihe deutscher Stabsärzte, etwa 17 an der Zahl, 34 Sanitätsmannschaften und 37 anderen Damen konnte sie mit Erlaubnis der englischen Regierung, bei der sich ihr Gastgeber für sie verwendet hatte, Anfang Oktober die Heimreise antreten und kam Mitte November in Rotterdam an. Die Kriegserlebnisse dieser Dame in Südafrika werden umso größeres Interesse erwecken, als bisher nur wenig ausführliche Darstellungen von Augenzeugen aus der schweren Zeit unserer tapferen Kolonie bekannt geworden sind.

Die Schriftleitung.

1. Mobilmachung.

Eben erst hatten unsere Blätter die Nachricht von der Ermordung des Erzherzog-Thronfolgerpaares Franz Ferdinand gebracht, als sich am Mittag des 1. August 1914 wie ein Lauffeuer die Nachricht verbreitete, Rußland habe ein von Deutschland gestelltes Ultimatum um Aufklärung über die russische Truppenmobilisation an der deutschen Grenze unbeantwortet gelassen und Deutschland sei infolgedessen gezwungen gewesen, Rußland den Krieg zu erklären.

Aufgeregt liefen die Menschen zur Redaktion, von dort zur Post und wieder zurück, um Näheres zu erfahren. Vergebens. Die Funkenstation war durch das in diesem Augenblick wichtigere Auffangen militärischer Weisungen vollauf in Anspruch genommen.

Mit unheimlicher Geschwindigkeit arbeitete nun die Militärbehörde. Es wurden Verfügungen erlassen, Befehle nach dem Landesinnern gegeben usw. usw. — Es war herrlich, wie die forsche, markige Art der Militärbehörde die durch die fortwährende Hitze recht bequem gewordenen Afrikaner aufrüttelte, und froh mußten wir uns gestehen: wenn in der Heimat alles mit gleicher Schnelligkeit klappte, brauchten wir keine Furcht um Deutschland zu hegen.

Die Begeisterung der Unsern war wundervoll: Vom Fünfzehn- bis zum Fünfzigjährigen meldet sich alles freiwillig. Ungesäumt verließen Angestellte ihre Stellungen trotz der Warnungen, daß sie ihrer durch einen so „übereilten Schritt" verlustig gehen würden. Vaterländische Lieder singend zogen sie in Scharen durch die sandige Strecke, die nach der etwa eine halbe Stunde entfernt liegenden Kasernen-Baracke führte, um sich zu melden. Nach zwei Tagen wurden sie teils nach Aus, teils nach Keetmannshoop transportiert! Mit blitzenden Augen, lachenden Mundes bestiegen sie die Züge. Nicht immer aber konnten die Zurückbleibenden, Frauen und Kinder, ihre innere Bewegung meistern, die aufsteigenden Tränen zurückhalten und den tapfer Ausziehenden ein tapferes Abschiedslächeln zeigen.

Noch während unsere Soldaten in Aus und Keetmanshoop ausgebildet wurden, meldete die Lüderitzbuchter Funkenstation aus der Heimat Sieg auf Sieg und es gab oft einen heißen Wettstreit, als erster die stolze Flagge schwarz-weiß-rot zu hissen.

Nachdem am 4. August unsere Hoffnung, England bleibe neutral, durch seine Kriegserklärung zunichte geworden war, erwarteten wir irgendeinen schnellen Angriff Englands auf unsere Kolonie. Die Post, wie überhaupt alle staatlichen Einrichtungen, wurden sofort ins Innere verlegt, alle amtlichen Persönlichkeiten fuhren nach dem Landinnern, sämtliche Akten wurden fortgeschafft, ebenfalls Lebensmittel. Für Privatpersonen war es daher recht schwierig, auf der durch diese Transporte besetzten Bahn ins Innere zu gelangen.

Jeden Tag erhob sich von neuem die Frage: werden sie heute kommen. Doch, fast fünf Wochen vergingen, ehe sich etwas ereignete. Leider schickte man die vollbeladenen Frachtschiffe „Minaua" und „Frida Woermann", ohne ihre Ladung löschen zu lassen, wieder fort. Hätte man die Güter da behalten, hätte ein bedeutend größerer Lebensmittelvorrat, der ja in Südwest in der Hauptsache aus Konserven besteht, an die Truppen versendet werden können. Später erst sollte uns die Maßnahme, die Schiffe mit ihrer Fracht auslaufen zu lassen, auf schlimme Weise klar werden!

2. Die Engländer in Sicht.

Plötzlich, Anfang September 1914, erhielten wir aus Swakopmund die telephonische Mitteilung, daß ein englisches Schiff Swakopmund nach etwa zehn Minuten langer Beschießung aufgefordert habe, eine Barkasse zur Landung englischer Parlamentäre hinauszusenden. Als Antwort wurde ihnen dann das Schauspiel des Verbrennens der einzigen, noch vorhandenen Barkasse geboten. — Die Engländer zogen es daraufhin vor, wieder fortzufahren.

Täglich erwartete Lüderitzbucht einen Angriff, doch die Tage vergingen, ohne etwas Neues zu bringen. Die Erwartung einer Beschießung von Lüderitzbucht verwandelte sich in Gleichgültigkeit. Als nun auch der 15. September — der Tag, den wir als letzten Termin eines Angriffs in Aussicht genommen hatten — ohne Zwischenfall vorübergegangen war, glaubten wir annehmen zu können, daß die Gefahr nun vollständig vorüber sei. Hatte uns die Erwartung fünf Wochen getrogen, so trog uns nun der Glaube, daß wir verschont bleiben würden. Schnell sollten wir dessen inne werden.

Der 16. September neigte sich seinem Ende zu, als wir vom Diaman-Feld „Berlin" angeläutet wurden: etwa 30 Engländer seien in Elisabethbucht gelandet und hätten sofort auf zwei uniformierte Reiter Schüsse abgegeben. Wenige Minuten später war die amtliche Bestätigung im Ort. Ein Schuß, noch einer bebte durch die Luft, bei allen Bewohnern furchtbare Erregung auslösend — und, der Lüderitzbuchter Funkentum lag in Trümmern. Der Riß zwischen uns und der übrigen Welt klaffte auf. Wir waren nun von der Verbindung mit der Heimat ausgeschaltet.

Ein erneutes Warten begann. Die Nacht zum 17. September brachte wohl nur wenigen Menschen Schlaf, und am Nachmittag dieses 17. September um 4½ Uhr, an dem wir alle den Horizont während des ganzen Tages mit den Ferngläsern absuchten, zeigte sich plötzlich ein ganz kleiner dunkler Fleck, der Rauch eines Schiffes! Wars Freund oder Feind? In wenigen Sekunden hatten wir Gewißheit. Es bot sich uns ein Anblick, der alle deutschen Herzen in Grimm erzittern ließ: englische Schiffe. Ein, im Höchstfalle zwei Schiffe hatten wir erwartet. Aber wir konnten, kleine Schiffe eingerechnet, die stattliche Zahl von 21 feststellen. Soviel war Lüderitzbucht England wert! Während der nächsten zwei bis drei Stunden konnten wir nur beobachten, daß an der, Lüderitzbucht gegenüberliegenden Diaz-Spitze Truppen gelandet würden.

Inzwischen waren auch wir nicht müßig. Schnell hatten unsere Leute, den erhaltenen Weisungen entsprechend, die letzten Aktenschränke verladen und versammelten sich auf dem Bahnhof. Ein schriller Pfiff, und die für diesen Zweck zurückgelassenen letzten Eisenbahnwaggons waren unseren Blicken entschwunden. Den Zivilpersonen war somit die letzte Gelegenheit genommen, ins Innere zu gelangen.

Kurz nachdem sich das letzte Häuflein der Zurückgebliebenen im Dunkel der Nacht zerstreut hatte, ertönten dumpfe, donnerartige Schläge, die wieder helle Aufregung hervorriefen, da angenommen wurde, die Engländer hätten geschossen. Aber die Schüsse stammten von den Unseren. Mit ihnen hatten sie die Eisenbahnlinie in die Luft gesprengt, damit die Engländer nicht die kleinste Möglichkeit hätten, deutsche Bahnlinien zu benutzen. Das kleine Häuflein Soldaten, das diese Sprengung vorgenommen hatte, sattelte ruhig seine Pferde und ritt im Dunkel der Nacht von dannen.

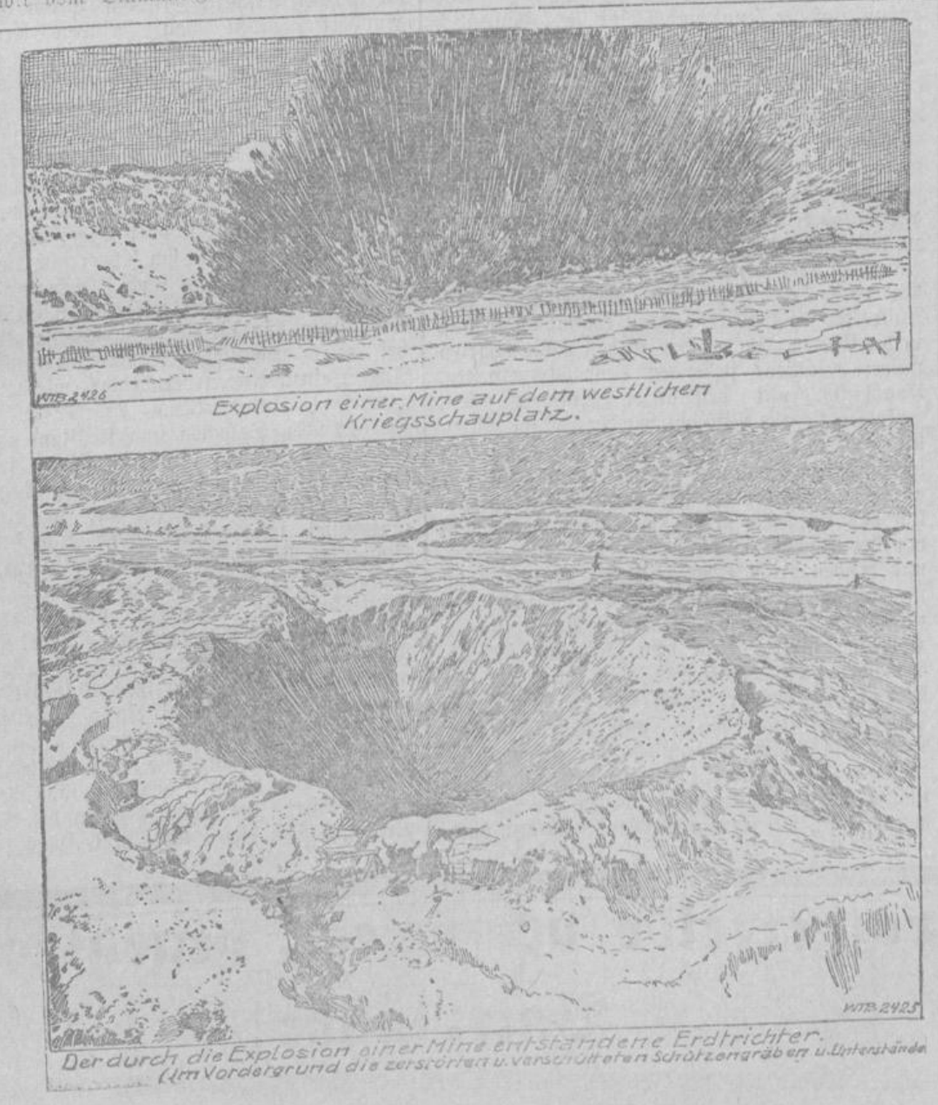
3. Die Landung des Feindes.

Wieder folgte eine bange schlaflose Nacht, ehe der Morgen graute. Undurchdringlicher, dichter Nebel herrschte, als er aufdämmerte, gepaart mit dem furchtbarsten Sandsturm, den ich je in Südwest erlebt habe. Es war fast unmöglich, die Wohnungen zu verlassen.

Es war etwa 11 Uhr, als ich beobachtete, daß von dem einen großen englischen Schiff ein kleiner Tender abgestoßen wurde, der wenige Minuten später an der Lüderitzbuchter Landungsbrücke anlegte. — Dies geschah jedoch erst, nachdem der Bürgermeister von Lüderitzbucht, der Zollvorsteher und zwei Rechtsanwälte — die letzten in der Stadt anwesenden Herren, die in der Lage waren, zu bestimmen, was geschehen soll, auf Aufforderung an Bord der englischen Schiffe gefahren waren, um den Engländern mitzuteilen, daß seitens der deutschen Einwohner kein Widerstand geleistet werde. An der Spitze der ziemlich weit ins Wasser hinausragenden Haifischinsel hatten wir die weiße Flagge gehißt, ebenso auf dem weithin sichtbaren Krankenhaus und einer sehr hoch gelegenen Privatvilla.

Unsere vier Herren kamen nun unter Bewachung von acht englischen Soldaten wieder zurück. Jeder war von Stund an von zwei Wachen umgeben, die ihn außer dem Hause auf Schritt und Tritt begleiteten, sonst jedoch seine Wohnung bewachten. Nur erst dieses kleine Wachtkommando kam. Die Truppenlandung selbst begann etwas später.

Nun stand Lüderitzbucht unter englischer Herrschaft. Das Herz tat uns allen weh. Aber der Mut war nicht gebrochen. Die Unseren standen im Innern, bereit, die Engländer zu empfangen und ihnen den Ueberfall blutig heimzuzahlen.



Explosion einer Mine auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Der durch die Explosion einer Mine entstandene Erdtrichter. Im Vordergrund die zerstörten u. verschütteten Schützengräben u. Unterstände.

Viehmarkt.

Essen, 10. Jan. Amtlicher Bericht der Notierungskommission. Auftrieb: Großvieh 1154, hiervon 191 Ochsen, 434 Bullen, 529 Färsen und Kühe, 0 gering genährte Jungvieh (Fresser), 542 Kälber, 10 Schafe, 283 Schweine. Preise für 100 Pfd. Schlachtgewicht (in Klammern lebend Gewicht). Ochsen: vollfleischige höchsten Schlachtwerts 163 bis 165) 93—94 M., desgl. 4—7 Jahre alt 155—160 (84 bis 86 M.,) junge fleischige und ältere ausgemästete 155 bis 160 (84—86) M., mäßig genährte und ältere 140-150 (70 bis 75) M. Bullen: vollfleischige, höchsten Schlachtw. (160 bis 165 (92—94) M., desgl. jüngere Bullen 150—158 (79 bis 83) M., mäßig genährte und ältere 130—140 (62—67) M. Färsen und Kühe: vollfleischige Färsen höchst. Schlachtw. 163 bis 165 (90—91) M., desgl. Kühe bis zu 7 Jahren: 160 bis 165 (83—86) M., ältere und geringere Kühe und Färse 140—155 (69—76) M., mäßig genährte 125—135 (54—58) M. gering genährte 125—135 (51—58) M. Gering genährt. Jungvieh (Fresser): 00—00 (00—00) M. Kälber: Doppellender feinster Mast 151—157 (110—115) M., feinste Mastkälber 155—162 (100—105) M., mittlere Mast- und beste Saugkälber 148-159 (90-98) M., geringere 144—163 (75-85) M. Stallmastschafe: Mastlämmer und jüngere Masthammel 00—000 (00—00) M., ältere Mast- und gute junge Schafe 00—00 (00—00) M. Merzschafe 00—00 (00—00) M. Weidemastlämmer 00—00 (00—00) M., desgl. geringere 00 bis 00 (00—00) M. Fettschweine, Lebendgewicht über 150 kg 00—00 (00—00) M. Vollfleischige, 120 bis 150 kg 157 (00—000) (126—000) M., 100 bis 120 kg 145—000 (115—000) M., 80—100 kg 131—000 (105—000) M., 80 kg 113—000 (90—000) M., unreine Sauen u. geschn. über 125—000 (00—000) bis 000) M., alle mit 20 Proz. Tara. — Tendenz: Lebhaft.

Unsere heutige Nummer umfaßt 10 Seiten.

Verantwortlich für den Text- und Inseratenteil: Fr. Kuhle, Herford.

Kriegsfahrten unter dem Halbmond.

IV.

Nun sollte ich den türkischen Soldaten in seiner eigentlichen Tätigkeit an der Front kennen lernen. Der Kommandeur der schweren Artillerie auf Gallipoli, Oberst W., mein alter Artillerieschulkamerad, ließ es sich nicht nehmen, mir persönlich seine Hauptartilleriestellungen zu zeigen, die von ihren beherrschenden Höhen aus den besten Ueberblick über das ganze Kampfgebiet gewährten. Diesem Umstande und den erschöpfenden Erklärungen dieses um die Verteidigung der Dardanellen so überaus verdienten Offiziers hatte ich es zu verdanken, daß ich mir schnell ein klares Bild von der Lage schaffen konnte. Auf unseren gemeinsamen Ritten zur Front gab es Interessantes und Anregung in Hülle und Fülle, und ihnen verdanke ich viele tiefe Eindrücke, die ich empfangen. In frühester Morgenstunde meist ritten wir fort. Herrlich ist die Sonne aufgegangen, und prachtvoll klar und durchsichtig die Luft. Von ferne her grollt das Artilleriefeuer zu uns herüber, und ein Flieger zieht weit von uns seine Kreise. Zum Greifen nahe liegen unsere Stellungen auf hohem Bergeskamm vor uns; die äußerst klare Luft und die zwischen ihnen und uns liegenden noch unsichtbaren tiefen Taleinschnitte lassen die Entfernungen so nahe erscheinen. Auf der ersten vorliegenden Höhe angelangt, sehen wir seitwärts in der Ferne das blaue Meer auftauchen, aus dem sich die schroffen Felsmassen der Insel Imbros und Samothraki erheben. Mehrere tiefe Täler durchreiten wir, vorüber an zerstörten Dörfern, aus deren Trümmern die schlanken Minarets in strahlendem Weiß in den blauen Himmel hineinragen. Welch hervorragend zur Verteidigung geschaffenes Gelände! Das Land selbst, meistens bedeckt von niederem Gebüsch, ist anscheinend nicht allzu fruchtbares Heideland, ab und zu ein Weingarten. In großem Bogen zieht sich die Straße hin, häufig Granatlöcher zu beiden Seiten aufweisend, bis zur vordersten Stellung. Ueberall Wegweiser, die die abzweigenden Wege bezeichnen, und zahlreiche weidende Schaf- und Rinderherden. Nunmehr kehren sie zur Ruhe zurück. Wir sind inzwischen von den Pferden abgestiegen und gehen zu Fuß weiter nach vorn. Eine große Anzahl von Gräbern war dort angelegt, mit Feldsteinen umgeben und mit Blindgängern aller Kaliber geziert; auch deutsche Kampfgenossen liegen darunter, wie es uns vereinzelte Kreuze auf den Gräbern anzeigen. Noch nie vorher hat man Ungläubige und Mohammedaner auf einem Friedhof nebeneinander beigesetzt! Nicht weit mehr haben wir zu gehen, und wir treffen auf einen Truppenverbandplatz, versteckt in einem Seitental liegend, und geschützt durch die Flagge des roten Halbmondes. Wir kommen nach kurzer Zeit an eine Stelle, an der mehrere kleine Wege und Treppen in den Fels eingehauen sind, die zu den Schützengräben auf dem vordersten Abhang des Berges führen. Hier machten sich schon die feindlichen Gewehrkugeln bemerkbar, aber sie können uns in den gedeckten Wegen nicht erreichen. Aber welche Arbeit, welche Zeit und Energie muß das gekostet haben, die Gräben, Treppen, Wege in den steinigen Fels hineinzuarbeiten! Als Handwerkszeug hat, wie Exzellenz Liman mir bei Gelegenheit erzählte, meist das in den eroberten englischen Schützengräben gefundene Material gedient! Wie denn überhaupt die Engländer auf diese tragikomische Weise die Hauptlieferanten aller möglichen Kriegsbedarfsartikel für die tapferen Türken gewesen sind! Gewehre, Munition, Draht, Werkzeuge, Stiefel, Röcke, Konserven — alles in bester Beschaffenheit und Güte, fiel den Türken in die Hände und diente ihren eigenen Zwecken. Besonders nächtliche Unternehmungen von Schleichpatrouillen, die vorsichtig an die Gräben herankrochen, die Besatzung niedermachten und mit aller Art Beute dann zurückkamen, machten den Türken viel Spaß. Ganze Truppenteile, die schon lange in der vordersten Linie gelegen hatten und abgelöst werden sollten, haben deshalb gebeten, nicht abgelöst zu werden. Alle Truppen sind natürlich tief eingegraben, für größere Reserven Unterstände angelegt und in die Felswände eingesprengt. Wir haben nun den Beobachtungsstand eines Artilleriekommandeurs erreicht. Von diesem Posten aus bietet sich dem Beschauer ein wundervolles Bild dar. Natürlich sind es in erster Linie die feindlichen Gräben und Stellungen, die unsere Blicke auf sich ziehen. Eine unserer Batterien beschießt gerade eine feindliche Batterie, und Schuß auf Schuß fährt in die feindliche Linie. Von unserer Beobachtungsstelle aus gehen die Beobachtungen telephonisch an die weiter rückwärts und ganz verdeckt aufgestellte Batterie, und die daraufhin gemachten Korrekturen haben den Erfolg, daß die feindliche Batterie bald zum Schweigen gebracht wird. Am Meeresstrand, greifbar vor uns, liegt eine weiße Stadt von Zelten, über der die Genfer Flagge weht. Dahinter, nahe der Küste, eine große Anzahl weißer Lazarettschiffe. Die überaus rege Tätigkeit, die zwischen diesen Schiffen und der Lazarettstadt herrscht, beweist, welche große Verluste die Feinde haben müssen. Direkt unter dem Feuer der türkischen Geschütze liegend, werden sie dennoch streng von diesen respektiert, strenger, wie von manch stolzer „Kultur"-Nation. Weit dahinter dehnt sich die Weite des Aegäischen Meeres, des Golfes von Saros aus, unterbrochen von steilen Eilanden, die dem Feind als Basis dienen. Auf der blauen Flut nah und fern viele, viele Schiffe — finstere, gewaltige Dreadnoughts, schlanke Kreuzer, schwerfällige Transportschiffe, alle umkreist von einer Schar schneller Zerstörer und Wachtboote, die nach U.-Booten ausspähen. Alle aber klüglich außerhalb der Reichweite unserer Artillerie. Einen glänzenden Anblick aber, ein heiteres Gesichtsfeld, mehr und mächtigere Zerstörungsmaschinen gleichzeitig auf einem Raum zusammengedrängt und für das Auge faßlich, kann keiner der vielen Kriegsschauplätze, auf denen Deutschland mit seinen Verbündeten um seine Existenz ringt, aufweisen! Und alles das liegt schimmernd und gleißend in der herrlichen Sonne des Südens, in der berauschenden Farbenpracht aller Effekte des Meeres, des Landes und des Himmels vor einem! Kein schöneres, kein friedlicheres Bild könnte es geben, wenn die rauhe Wirklichkeit seinen Reiz nicht jäh zerstörte! Unterdessen haben wir auch die feindlichen Schützengräben genau beobachtet. Sie sind mit dem bloßen Auge von hier oben aus ganz deutlich zu sehen, aber in dem Gesichtsfeld des Scherenfernrohrs liegen sie derartig nahe vor uns, daß wir selbst die Bewegungen einzelner Schützen genau beobachten können. Noch viel genauer kann man das natürlich von unseren vordersten Schützengräben aus. Ich bin wiederholt und längere Zeit in diesen gewesen, denn gerade hier kann man die besten Studien über den türkischen Soldaten machen. Der beherrscht natürlich hier völlig die Situation. Ernst und ruhig sitzt er, solange seine Kompagnie zur Reserve gehört, in den Gewirr der engen Annäherungsgräben, oder er liegt ruhend in den grabartig in die Felsen eingehauenen Höhlen. Seelenruhig und zufrieden futtert er sein Stück Brot, ein Stück Melone, einige Oliven, etwas Käse und völlig glücklich fühlt er sich, wenn er sich dann noch eine Zigarette angezündet hat. Keine laute Unterhaltung hört man, alles ist merkwürdig ruhig und still. Wir müssen auf lange Strecken über sie hinwegschreiten, da sie auf dem Boden des Grabens sitzen, der hier vorne natürlich ziemlich eng ist. Fragende Blicke folgen mir, dem man trotz der türkischen Uniform den „Aleman Sabit", den Deutschen Offizier, ansieht. Aber die „Aleman Sabit" stehen bei ihm in sehr gutem Ruf, er kennt und schätzt sie. Schließlich sind wir in der vordersten Stellung angelangt. Unser Graben überhöht den englischen bedeutend, man kann trotz aller feindlicher Vorsichtsmaßregeln ganz genau die Tätigkeit seiner Besatzung beobachten. Sie ist eifrig damit beschäftigt, den Graben zu vertiefen, denn an vielen Stellen sieht man, wie Erde aus dem Graben hinaus auf die obere Böschung geworfen wird. Ab und zu wird auch der Kopf oder die Mütze eines vorsichtig über den Grabenrand lugenden Engländers — es sind hier Neuseeländer und Australier — sichtbar. Dann kommt Bewegung in die starren Figuren der an den Schießscharten unseres Grabens stehenden Beobachtungsposten. Unablässig, mit gespannter Aufmerksamkeit, verfolgen sie alle Bewegungen der Feinde. Plötzlich wird das Auge starr und alle Muskeln seines Körpers spannen sich; er setzt das Gewehr an — und wieder ab, und dann scheint er endlich das belauerte Wild schuß- und waidgerecht vor der Büchse zu haben — der Schuß kracht, und drüben bricht einer britischen Mutter Sohn im Kampf für die Kultur des Geldsackes tot zusammen. Ich habe wiederholt einen solchen Vorgang, direkt neben dem Schützen stehend, beobachtet. Jedesmal hat mich auf das lebhafteste frappiert der Blick, der das erkorene Opfer geradezu einhüllte, und dessen enorme Spannung in dem Augenblick einer tiefen, wohltuenden Befriedigung wich, wo der Feind vernichtet war. Dann kehrte wieder der Zustand des ruhigen, fast starren Spähens nach dem nächsten Opfer zurück. Vorzügliche Schützen habe ich dabei beobachtet. Es wurden mir Leute gezeigt, die auf viele Schüsse keinen Fehlschuß hatten. Der Mann ist aber auch mit einer solch absoluten Aufmerksamkeit bei der Sache, daß es während seines Postens an der Schießscharte für ihn nichts anderes auf der Welt gibt. Als ich einmal Exzellenz Liman im vordersten Schützengraben begleiten durfte, wollte Seine Exzellenz selbst durch eine Schießscharte sehen, an der ein türkischer Soldat schußbereit stand. Für diesen wie für seine Kameraden auf gleichem Posten existierten wir, die wir hinter und neben ihm standen, überhaupt garnicht. Nicht eine Miene seines Gesichts verriet, daß er von der Anwesenheit seines Armeeführers auch nur die geringste Notiz genommen hätte. Er hatte gerade ein Ziel im Auge, und sein Kolben hob und senkte sich wiederholt. Da er scheinbar aber nicht zum Schuß kam, wollte Seine Exzellenz durch diese Schießscharte hindurchsehen. Er berührte daher, um den Mann zum Auf-die-Seite-Treten zu veranlassen, ihn am Arm. Aber auch das schien er nicht zu bemerken, so ausschließlich vertieft war er in die Beobachtung des Feindes. Erst ein energischer Befehl konnte ihn veranlassen, auf die Seite zu treten.

Aehnliches habe ich nur bei den Japanern gesehen.

Ich bin davon überzeugt, daß der Mann im allgemeinen überhaupt garnicht weiß, wofür er kämpft. Der Padischah hat es befohlen, und Allah hat es gewollt — sein Wille geschehe! Wo er steht, da steht er, aber er weiß, daß in diesem Kriege seine Offiziere mit ihm stehen bleiben, und daß er dann dem verhaßten Inglis überlegen ist. Denn die Inglis haßt er. Er hat gehört, daß sie früher seine Freunde gewesen seien. Und doch haben sie die neuen Schiffe, die sie für die Türkei angefertigt, bei Kriegsausbruch für sich behalten, trotzdem sie mit den freiwillig gespendeten Spargroschen des ganz kleinen Mannes schon bezahlt waren! Ja, er haßt die Inglis, während er die Franzosen, die an anderer Stelle ihm gegenüber stehen, nur bedauert und verachtet. Viele auch glauben, daß sie für die Deutschen kämpfen und ihr Blut hergeben müssen. Aber die „Alleman" schätzt und achtet er, denn sie sind immer vorne im Kugelregen bei ihm, sie sorgen für ihn aufs beste und behandeln ihn gut. Seit vielen, vielen Jahren steht der türkische Soldat im Kriege! er hat gegen Griechenland, Serbien, Bulgarien, Italien, auf dem Balkan und in Tripolis gekämpft, und meistens ist die Sache schlecht für ihn verlaufen. In diesem Kriege aber, trotzdem er gegen die mächtigen Franzosen, Russen und Engländer geführt wird, ist es ganz anders. Er siegt und braucht nicht zu hungern, und wenn er verwundet und krank ist, so hat er seine tadellose Verpflegung; ja sogar Löhnung und Tabak bekommt er! Da er sich das alles nicht so recht erklären kann, so meint er wohl, daß das dieses Mal gar kein Krieg sei! Aber das Selbstvertrauen ist in ihn zurückgekehrt, und so hält er mit seinen deutschen Freunden fest und zäh aus, wenn auch noch so wild die schweren Schiffsgranaten auf seine Stellung niederprasseln und die Gräben teilweise zerstören. Drum ist es den Hunderttausenden von Feinden trotz der vielen, vielen großen Kriegsschiffe und Geschütze auch nicht geglückt, in den langen Monaten mehr zu erzielen, als das kleine, schmale Stückchen Küste zu besetzen. Aber daran anschließend liegen die hohen Berge, und die hat er fest und stark besetzt, und auch die Riesengeschosse der feindlichen Schiffe werden ihn nicht von dort verjagen. Und mit welcher Begeisterung ist er, der in der Hauptsache sich bisher auf die Defensive beschränken mußte, auch draufgegangen, als es hieß, die Engländer aus einigen Gräben und Stellungen, in die sie durch gewisse Umstände bei den gewaltigen Landungsversuchen im August einzudringen vermochten, wieder hinauszuwerfen! Unter wildem Allahrufen stürzten die türkischen Soldaten unaufhaltsam vorwärts, und bald waren die Gräben wieder in ihrer Hand. Wir wissen ja von den großen Offensiven der Feinde im Westen her, wie eine solche vorbereitet wird. So machten es auch hier die Engländer bei ihren Landungsversuchen. Zuerst tagelanges Artilleriefeuer, aus allen Land- und Schiffskalibern. Granaten und Schrapnells, grüne, gelbe und schwarze Rauchsäulen! Tag und Nacht, alle Verbindungen nach rückwärts unmöglich gemacht. Allein 30—40 000 Granaten schwerer Kaliber sind bei einem Angriff so auf die türkischen Gräben gefallen. Dann, gegen Abend, plötzlich Totenstille und Aufhören des Feuers. Das bedeutet den nun folgenden Infanteriesturm des Feindes gegen die türkischen Gräben! Von diesen kann und darf er annehmen, daß ihre Besatzung [illegible] auf den letzten Mann gefallen ist. Und scheinbar ist es auch so, denn näher und näher schiebt sich der Angriff, ohne daß der Verteidiger sich bemerkbar macht. Da, auf einmal bricht ein rasendes Schnellfeuer aus den fast zerstörten Gräben, und gleichzeitig erfolgt ein wütender Gegenangriff, der den Feind zur Flucht zwingt. Auch nicht einen Meter breit Boden gewinnt er. So ging es auch am 6. August, als die türkischen Reserven die über die schwachen auf dem rechten Flügel stehenden Küstenschutztruppen hinweg vorgedrungenen Engländer in wuchtigstem Gegenangriff zurückwarfen. Lediglich ihre Stellung verlängern konnten die Feinde, nicht aber sie nach rückwärts vertiefen. Noch immer überhöhen die türkischen Stellungen an allen Punkten die der Engländer, und trotz allen Aufwandes an Opfern ist es diesen nicht gelungen, ihre Stellungen mehr wie zwei Kilometer von der Küste aus vorzuschieben. Genau so erging es den Angriffen vom 26. bis 28. August, wo sich die Engländer des Kiretsch Tepe bemächtigten und nach Anaforta durchstoßen wollten. Ungeheure Verluste waren die Folge. Natürlich hat auch der türkische Verteidiger große Verluste aufzuweisen, die eben durch die vielen Offensivstöße unvermeidlich sind. Aber im ganzen Großen ist der Krieg auf Gallipoli ein Schützengrabenkrieg, der mit Hilfe der deutschen Kampfgenossen auf Grund ihrer Erfahrungen im Westen und Osten mit den Mitteln, die den Türken zur Verfügung standen, geführt wird. Telegraphendrähte überziehen das ganze Gebiet, Flieger, Minen und Handgranaten, oft aus ganz provisorischem Material verfertigt, kommen zur Wirkung. Außer Geschützen neuester Konstruktion werden auch alte Kanonen, die man in Arsenalen versteckt aufgefunden hat, mit Erfolg verwendet und auf dem Gebiet der Munitionsversorgung war man dank deutscher Organisationskraft und Zähigkeit so weit gekommen, daß auch diese wichtige und zeitweise sogar brennend gewesene Frage vollständig gelöst ist. Eine spätere Zeit erst kann aber gerecht auf diesem Gebiete den großartigen Leistungen gerecht werden, die deutsche Offiziere im Verein mit den Türken aufzuweisen haben. Man darf aber, ohne die großartigen türkischen Leistungen in irgend welcher Weise verkleinern zu wollen, doch wohl sagen, daß gerade die deutschen Offiziere das antreibende, aufmunternde Element gewesen sind. Dieses hat veranlaßt, daß sich die durch mangelnde Fürsorge und Ausbildung, sowie durch die Mißerfolge der letzten Kriege unsicher und energielos gewordene und dem Fatalismus zuneigende Osmanische Armee wieder auf ihren alten Kriegsruhm und die damit verbundene Unternehmungskraft besann und nicht von vornherein das Spiel aufgab. Und es wäre zu schade gewesen, hätte sie das getan! Ein solch prachtvolles Soldatenmaterial, wie es der türkischen Armee zur Verfügung steht, besitzt kaum eine zweite Armee Europas. Auf ihm als breiter Grundlage kann die türkische Nation mit vollstem Vertrauen daran gehen, die ehemals so tapfere und berühmte osmanische Armee wieder aufzubauen. Sie muß nur den guten Willen dazu haben, die Sache richtig und energisch in die Hand zu nehmen, die Hilfe der deutschen Verbündeten ist ihr dabei gewiß. Wenn man bedenkt, wieviel bereits in den zwei Jahren seit dem letzten Balkankrieg geleistet worden ist, wenn man Vergleiche anstellt zwischen dem trostlosen Zustand von damals und den glänzenden Erfolgen von heute, so muß man einfach staunen. Dabei ist natürlich im Drang der sich überstürzenden Ereignisse an eine systematische Schulung oder eine Abstellung der Mängel noch garnicht zu denken gewesen. Unvergeßlich wird mir all das sein, was Exzellenz Liman von Sanders beim Abschiedsmahl mir über die ganze Entwicklung der Dinge in den letzten Jahren und speziell während der letzten Monate auf Gallipoli auseinander zu setzen die Güte hatte. Mit echter und tiefer Bewunderung habe ich aufgesehen zu dem Manne, der als oberster Leiter auf der steilen Höhe der Verantwortlichkeit mit ganzer Schaffenskraft und zähem Durchhalten bis zum vollen Erfolg steht, und dessen Wille zum Sieg alle Soldaten durchdringt und begeistert.

Als ich das Hauptquartier und gleichzeitig damit die Gallipoli-Front verließ, und das Geschaute und Erlebte noch einmal ruhig und gesammelt überdachte, da kam ich als objektiver Beurteiler auf Grund meiner Eindrücke zu der Ueberzeugung, daß es den Feinden nie glücken wird, die Dardanellen zu nehmen und auf diesem Wege sich den Zugang nach Konstantinopel zu erzwingen.

E. W.

Wer Brotgetreide verfüttert, begeht einen Verrat am Vaterlande!

AUS DEM REICHE DES WISSENS

Leuchtende Meerestiere.

Ein sehr günstiger Platz für die Erforschung der Lebewelt des Meeres ist die Küste vor Kalifornien. Das Meerwasser ist von einer auffallenden Klarheit, die eine Beobachtung der Meerestiere wesentlich erleichtert. Dazu kommt, daß die dortigen Gewässer außerordentlich belebt sind. Besonders interessant ist ein Tier aus der Gruppe der Seescheiden, das unter dem wissenschaftlichen Namen Pyrosoma eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Dieser Name, der sich etwa mit „Feuerleib" übersetzen läßt, deutet bereits auf die Eigenschaft des Tieres hin, außerordentlich stark zu leuchten. Die Schönheit dieser Tiere mit Worten zu beschreiben, ist recht schwer. Die stärkste Entwicklung erreicht das Pyrosoma in den tropischen Meeren. Aus großer Tiefe sind dort Exemplare von 4 Fuß Länge und fast 1 Fuß im Durchmesser heraufgeholt worden. Wegen der Empfindlichkeit des Tieres gegen die Berührung kann man z. B. Buchstaben mit dem Finger auf seinen Leib heraufschreiben, die dann mehrere Sekunden im Feuer erscheinen. Die Farbe des Lichts scheint verschieden zu sein, denn sie ist einerseits als blaßgrünlich beschrieben worden, während von anderer Seite die Tiere mit rotglühenden Eisenkugeln verglichen worden sind. Ein solcher Feuerleib stellt aber nicht eigentlich ein einzelnes Tier dar, sondern eine Kolonie unzähliger Individuen, die unlöslich miteinander verknüpft sind und ihre Selbständigkeit verloren haben. Nicht weniger merkwürdig ist das Leuchten mancher Krustentiere, die an den kalifornischen Gestaden gefangen werden. Ein besonders großes Exemplar des Heuschreckenkrebses (Squilla), das dort erbeutet wurde, leuchtete in einer verblüffenden Vielheit von Farben, unter denen Rot, Blau, Purpur und Grün besonders hervortraten. Das Tier lebt in tieferen Meeresschichten und ist, da es auch durch seine wunderbaren Schwimmvorrichtungen zu einer außerordentlichen Geschwindigkeit befähigt wird, eines der interessantesten Meerestiere. Ein prachtvolles Licht senden auch die Salpen aus, um deren Erforschung sich Adalbert von Chamisso verdient gemacht hat. Sie bilden oft Ketten von 2 bis 6 Meter Länge, die aus ihrem Innern ein bald silberartiges, bald rotes oder blaues Licht ausstrahlen.

Vom Jahrmarkt des Lebens.

Gedenket der Hofhunde.

Wie wenige Herren, die oft mehr als nötig Hunde halten, können sich persönlich um die bedauernswerten Tiere kümmern. Gewöhnlich stehen die viel zu kleinen, morschen Hundehütten an Stellen, die im Sommer den ganzen Tag der Sonnenglut, im Winter Sturm und Unwetter preisgegeben sind. Dazu kaum genügend Stroh zum Lager, nichts zum Schutz vor die Öffnung angebracht. Niemand denkt daran, die Hütte von draußen mit Stroh zu bedecken, und doch ist das eine große Wohltat für die armen Tiere; es schützt im Sommer gegen die Sonnenstrahlen, im Winter vor Kälte. — Die Fütterung wird meistenteils unzuverlässigen Mägden überlassen. Zuerst werden die im Hause frei umherlaufenden Hunde bedacht, dann denkt man erst an den Kettenhund. Wer weiß, ob die Mädchen Zeit finden, oder Lust haben, bei schlechtem Wetter oder im Finstern bis zu der weit gelegenen Hütte zu laufen. Das Futter steht, wird kalt und schlecht, ehe es dem hungrigen Tiere vorgesetzt wird. An Trinkwasser wird selten und gar nicht gedacht. Auf diesen Höfen werden die armen Kettenhunde niemals frei gelassen. Tag und Nacht an der Kette! Das ist der allerhöchste Grad von Quälerei! Niemals, wie es ihre Natur verlangt, austummeln, Gras, Knochen, Wasser usw. suchen zu können, niemals im Winter ein so notwendiges Durchwärmen in der Küche oder im warmen Stall! Wie oft hört man Tag und Nacht Hunde jämmerlich ohne Unterbrechung heulen, die Hütte ist dann wohl im Winter voll Schnee geweht, die Tiere haben Hunger und Durst, oder werden von anderen Ursachen im Sommer gepeinigt. Die Hausbewohner schelten, der Hund wird grausam gezüchtigt, niemand gibt sich aber die Mühe, nach der Ursache der Unruhe des Tieres zu forschen. Durst und Hunger, Kälte oder Hitze sind meist die Ursachen der Tollwut. Es ließe sich so vieles noch über dieses Thema sagen, aber hoffentlich genügen diese Andeutungen und die nicht warm und dringend genug ausgesprochene Bitte an alle guten Menschen und mitdenkenden Hausfrauen: „Seid barmherzig gegen eure treuen Wächter!"

❀ ❀ ❀

Zum Nachdenken.

Es kann nicht jeder ein Großer sein
Im hehren Reiche der Geister,
Doch tust du nur, was du vermagst recht fein,
So bist du dennoch ein Meister.

*

Man kann dreist behaupten, daß kein großer Mann deutscher Abstammung ohne den mitbestimmenden Einfluß edler deutscher Frauen zur Größe gelangt ist. Und wenn irgendwo im deutschen Land das Unbeschreibliche getan wurde, das ewig Weibliche ist sicher ein stiller, stummer Mitarbeiter davon gewesen.

*

Darin liegt alle Verkehrtheit, daß nicht begriffen wird, alles Fremde, jedes Nicht-Ich könne uns nur dann wahrhaft bereichern, wenn es uns unser Ich durch Tätigkeit zu erhöhtem Gefühl bringt.

*

Der Gegenstand ist uns nichts, solange wir nichts mit ihm zu machen wissen.

*

Wenn du den Pfeil der Wahrheit abschießen willst, so tauche vorher seine Spitze in Honig.

*

Die Sorge ist ein Pfeil; berühre nicht die Sehne des Bogens.

Lose Blätter.

Wann soll man die verschiedenen Tiere essen?

Es ist durchaus nicht gleichgültig, wann man die verschiedenen Geflügel oder Fleischsorten genießen soll. Jedes Tier hat seine besondere „Saison". Welche Jahreszeiten am geeignetsten zum Genuß der verschiedenen Tiere sind, zeigt folgende Tabelle: Kapaunen und Poularden: Herbst und Winter. Hausenten: August bis Februar. Gänse: September bis Februar. Junge Gänse: Mai bis Juli. Hammel: Juli bis Dezember. Lämmer: Ostern bis September. Schweine und Ferkel: immer. Schwarzwild: November bis Februar. Hirsche: Juni bis März. Rehe: Juni bis Januar. Hasen: September bis Februar. Feldhühner: September bis Januar. Schnepfen und Haselhühner: Frühling und Herbst. Fasanen: Oktober bis April. Schneehühner: Herbst, ebenso Wachteln und Krammetsvögel. Spielhähne: Frühling. Wildenten: Herbst und Winter. Krebse: Mai bis September. Aale: Sommer. Forellen: immer.

Wasserfälle.

Der größte Wasserfall der Welt ist der Salto de Sta. Maria in Südbrasilien. Er wird unweit der argentinischen Grenze vom Rio Iguassu, einem linken Nebenfluß des Parana, gebildet. Etwa 20 Kilometer vor der Einmündung in diesen stürzt der Iguassu in einer Breite von etwa 4400 Meter über eine Stufe von 70 Meter. Die stündlich abfließende Wassermasse wird auf 140 Millionen Tonnen geschätzt. Solchen Größenverhältnissen gegenüber muß der Niagarafall mit einer Breite von 1200 Metern, einer Höhe von 49 Metern und einer stündlich abfließenden Wassermenge von 100 Millionen Tonnen klein erscheinen. Geradezu überwältigend wirken die Iguassufälle in der Regenzeit, während der der Strom um 4 Fuß steigt und sich auf 10 Kilometer verbreitert. Der Grund, weswegen der Salto de Sta. Maria bisher fast völlig unbekannt blieb, liegt in dem Umstand, daß er mitten in einem Urwaldgebiet liegt und von der nächsten größeren Stadt nur durch eine Bootfahrt von 1500 Kilometer Länge zu erreichen ist.

Bunte Geschichten.

Merkwürdige Begegnung.

Joseph Bonaparte, der ehemalige König von Spanien, bewohnte eine Zeitlang das Schloß Pragins bei Nyon in der Schweiz. Als er eines Tages im Schloßpark spazieren ging, traf er einen fremden Herrn, der sich verirrt hatte und ihn bat, ihm den nächsten Weg nach dem Städtchen Nyon zu zeigen. Mit vieler Gefälligkeit bot sich der Exkönig selbst zum Führer an, und es entspann sich nach und nach ein interessantes Gespräch, in dem der Fremde Verstand und Bildung und sich als ein Mann zeigte, der viel gesehen und viel erfahren hat. Am Rande des Parkes, wo man Nyon vor sich sieht, dankte er verbindlich und wünschte den Namen desjenigen zu erfahren, der ihm so gefällig aus der Verlegenheit geholfen hatte. „Ich heiße Joseph", antwortete der Befragte, „und bin der ehemalige König von Spanien. Ich schätze mich glücklich, einem so ausgezeichneten Mann einen kleinen Dienst erwiesen zu haben, und darf mir wohl erlauben, nach dem Namen dessen zu fragen, dem ich eine so angenehme halbe Stunde verdanke." — „Ich heiße Gustav", erwiderte der Fremde, „und bin der ehemalige König von Schweden." Die legitime Majestät aus Stockholm und die illegitime aus Madrid hatten sich in der Schweiz in einem Walde getroffen. Beide hatten durch unerwartet aufeinander folgende Ereignisse Thron und Zepter verloren: dem einen hatte der Krieg, dem anderen der Friede die Krone geraubt.

Aufrichtig.

Als Napoleon am 16. Dezember 1809 sich von seiner Gemahlin Josephine scheiden ließ und eben aus dem Zimmer trat, wo er von der meinenden Kaiserin Abschied genommen hatte, begegnete ihm der freimütige Canova, jener große italienische Bildhauer, den Napoleon nach Paris berufen hatte. „Die Scheidung ist ausgesprochen, Canova", sagte er zu dem Künstler, „wünschen Sie mir Glück." — „Das ist Ihnen allerdings zu wünschen, Sire", versetzte jener, „da Sie soeben dem Glücke den Rücken kehrten."

Herforder Erzähler

Tägliche Unterhaltungs-Beilage zur

Herforder Zeitung für Stadt und Land.

Herford, den 12. Januar 1916.

Die graue Frau

Roman von A. Hottner-Grefe.

(21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

15. Kapitel. Auf der Fähre.

Es war an einem schwülen Aprilabend. Am Himmel ballte sich dunkles Gewölk, ein scharfer Wind fuhr dann und wann durch die Straßen und wirbelte den feinen, häßlichen Staub empor, welcher sich wie ein dichter Schleier über alle die Erker, Türmchen und Gesimse der Gebäude legte. Die Dämmerung kroch schon aus allen Ecken und Winkeln hervor und einzelne schwere Tropfen schlugen hier und da hart an die Fensterscheiben.

In dem alten Gerhard-Hause war es sehr still, fast unheimlich. Da ein Feiertag war, schlief das Geschäft, die Läden waren gesperrt, die Kontors vereinsamt. Frau Angela hatte zu Kurts höchstem Erstaunen den Wunsch geäußert, einige Tage in dem alten Hause in Nußdorf zu verleben, ein Wunsch, der noch unbegreiflicher wurde, wenn man ihre stets zur Schau getragene Abneigung gegen diesen Gerhardischen Familienbesitz in Betracht zog. Aber Kurt wunderte sich kaum mehr über irgend etwas. Er sah seine Mutter, sie, die so stolz und verwöhnt gewesen, wie sie sich umwandelte in eine fast demütige, äußerst ruhige, stille Frau, die an nichts mehr im Leben Freude und Befriedigung zu finden schien, als an ihren Kindern. Er sah aber auch den Ausdruck eines tiefen Schmerzes in ihren Zügen, er sah die Müdigkeit ihres ganzen Wesens und er suchte begierig nach Gründen für diese Veränderungen, ohne sie zu finden. Immer mehr und mehr ward ihm diese abgöttisch geliebte Mutter zu einem Rätsel. In den letztvergangenen Wochen hatte er allerdings über seinen Grübeleien auch diese Beobachtungen vergessen. Es freute ihn fast, daß Frau Angela mit der Köchin und Minna, dem Stubenmädchen, für einige Tage ganz aus seinem Gesichtskreise entschwand. Desto besser konnte er all seinen heimlichen Gedanken nachspüren. Auch Heinrich hatte den Tag benutzt zu einem Ausfluge und wollte erst morgen früh heimkehren. So hatte Kurt mit dem alten Dittrich „das Haus gehütet". Und nun hatte er auch diesen Getreuen entfernt, indem er ihn zu einer Besorgung, welche wohl mehrere Stunden in Anspruch nehmen mußte, aussandte. Er wollte allein sein. Allein mit sich selbst und seinen fieberhaft arbeitenden Gedanken.

Mit unsicherer Hand zog er — wohl zum hundertstenmal seit er ihn entdeckt — den alten Hausplan aus einem Schiebefach seines Schreibtisches. Aber seltsamerweise benützte er diese erste völlig ungestörte Zeit nicht dazu, die Wände des schmalen Korridors nach jenem verborgenen Eingang zu durchforschen. Unschlüssig ging er auf und ab. Eine eigentümliche Angst überkam ihn, eine Unruhe, der er nicht Herr zu werden vermochte. Mit langsamen Schritten, als gehorche er einer höheren Macht, der er willenlos folgen mußte, schritt er endlich zu dem großen Kasten im Vorhaus. Den Schlüssel trug er immer bei sich, seit ihn die Großmutter damals mit demjenigen zu ihrem eigenen Schrank in seine Hände gegeben hatte. Die Ereignisse ließen die alte Frau gänzlich auf diesen Nebenumstand vergessen. Und ihn hielt irgendein unverständliches Gefühl, ein dunkles Empfinden davon ab, diesen Schlüssel irgend jemanden anzuvertrauen. Es waren ja auch nur einige der Gesellschaftskleider Mamas dort verwahrt. Und da im Gerhardhause jetzt niemand an Feste denken konnte, vermißte auch kein Mensch diesen Schlüssel. Als er das Schloß aufsperrte, knarrte es laut und vernehmlich. Die tiefe Stille ringsum machte jeden Laut doppelt hörbar. Scheu blickte Kurt sich um. Seit jenem erstenmal, da ein Zufall ihn hierher geführt hatte, war er nicht mehr in die Lage gekommen, ohne Zeugen den Inhalt des Schrankes zu mustern. Und doch dachte er immer, immer wieder an seine sonderbare Entdeckung.

Einige Minuten später trat er, das schwere, hellseidene Gewand vorsichtig tragend, in sein Zimmer zurück. Er legte das Kleid nieder und brannte ein Licht an. Dann begann er den Saum genau zu untersuchen.

In dem feinen Spitzengerisel, welches die Innenseite der Schleppe begrenzte, lag der Staub so dicht, daß die zarten Gewebe vollkommen grau erschienen. Dort und da hatte ein Spinnennest sich eingenistet. Und hier — auf dem oberen Teil der Schleppe — diese kleinen, schmutzigen Spuren, was war dies? Schien dies nicht wie der Abdruck eines kleinen, zarten Pfötchens? Und war Lo nicht ebenso staub- und schmutzbedeckt aufgefunden worden, als hier dieses Kleid es war? —

Ein schwerer Seufzer erzitterte durch den Raum. Mit bebenden Fingern zog Kurt Gerhard sein Portefeuille. Hier, die Azaleenblüte, die auf Papas Schreibtisch gelegen. Er hatte sie damals beinahe achtlos zwischen die Blätter seines kleinen Taschenbuches gelegt. Und da — am Ausschnitt des Kleides hing noch eine verdorrte Blume. Die übrigen hatte Mama damals dem Toten zwischen die erkalteten Finger gesteckt. Kurt trat ganz nahe an die Lampe heran. Da gab es keinen Zweifel mehr. Das waren zwei Schwesterblüten. Noch hing ein feiner Goldfaden in Kurts Hand herab. Und da, zwischen den Spitzen und Stickereien am Halsausschnitt des Kleides zog sich gleichfalls, schon ein wenig gebräunt, das gleiche Gespinst darin. Mama hatte nur die Blüten herabgenommen. Ein Teil des bindenden Fadens war zurückgeblieben.

Kurt Gerhard fiel schwer in den Sessel vor seinem Schreibtisch. Mit einem Aufstöhnen warf er die Arme auf die breite Platte und legte den blonden Kopf darauf. Was war das, was, kaum als Gedanke, mehr als eine Vision immer und immer wieder in ihm emporstieg? War das nicht ein furchtbarer, unglaublicher Verdacht gegen diejenige, die ihm das Heiligste, das Höchste und Liebste auf Erden sein sollte? Sollte er, der Sohn, auch nur eine solche Frage wagen? Die Frage war schon ein Schimpf, eine unerhörte Beleidigung gegen seine Mutter! Und wenn sie ihm keine Antwort geben konnte? Was dann? Um Herrgotts willen, was dann? —

Mit einer langsamen Bewegung hob er den Kopf. Dann zog er ein Bild, das auf seinem Schreibtisch stand,

nahe, ganz nahe an sich heran. Paulas Bild. Aus schlichtem, weißem Kleid hob sich der feingeformte Kopf wie eine edle Blüte heraus. Der schöne Hals war frei, nur ein Goldkettchen mit einem kleinen Anhängsel, einem Vierblattklee, schmückte ihn. Er kannte das einfache Schmuckstück wohl. „Ich bring' dir Glück" —, die Worte hatte er selbst auf die vier Goldblättchen gravieren lassen. Jetzt lachte er bitter auf, als er daran dachte. Glück, Glück? Was hatten sie beide noch zu tun mit dem launischen Götterkinde!

„Paula!" sagte er leise vor sich hin — „Liebling! Sei nicht böse. Aber ich bin feige — ich kann nicht —"

Er murmelte noch allerlei. Die Augen des Mädchens auf dem Bilde sahen ihn an, mahnend, bittend. Hatte er nicht auch hier Verpflichtungen? Wenn Linstedt unschuldig war — und er war es zweifellos —, mußte man nicht alles aufbieten, um die Wahrheit ans Licht zu bringen, da er selbst sie verschwieg?

„Mama! Mama!" rief er gequält. Dann riß er das Bild an sich und bedeckte das liebliche Gesicht mit glühenden Küssen!

Es war ihm auch jetzt in seinem stillen Zimmer, als sei sie neben ihm, lebend, anmutvoll. Er spürte den Duft ihres schweren, goldbraunen Haares, er hörte ihre süße, liebe Stimme.

„Ich glaube an dich, Liebster, immer, immer. Was du tust, wird für mich gut sein."

Und er hatte hier, vor sich, den alten Plan liegen. Der eigentümliche, kleine Schlüssel blitzte daneben. Er trug diesen seltsamen Fund nun schon Tage lang mit sich herum und konnte sich nicht entschließen, gründlich nachzuforschen. Wo war das Gefühl der Freude hin, das ihn im ersten Moment gefaßt hatte? Eine sichere Empfindung sagte ihm: „Hier ist ein Weg, der vielleicht zur Klarheit führt."

Ja, Klarheit! Aber um welchen Preis?

Kurt Gerhard hatte wieder den Kopf auf die Arme sinken lassen. Eine tiefe Müdigkeit überkam ihn. Das Leben war so rätselvoll. Und er fühlte sich nicht stark genug, diese Rätsel zu lösen . . .

„Aber, Verehrtester, — um Gottes willen, was haben Sie hier?" Kurt fuhr mit einem Laut des Schreckens empor. Instinktiv legte er die zitternde Hand auf den alten Plan. Hinter ihm stand Dr. Ernst Wilmar. Seine scharfen Augen ruhten auf dem gelblichen, steifen Papier. Und schon eine Sekunde später hatte er Kurts Hand energisch zurückgeschoben.

„Ich bitte Sie, lieber Gerhard, dieser alte Plan — dieser sonderbare Schlüssel —, das interessiert mich ja grenzenlos. Wo haben Sie ihn eigentlich her?"

„Aus Urgroßvaters Schreibtisch", sagte Kurt beinahe willenlos. Er konnte noch immer kaum an die Gegenwart des Doktors glauben, so erstaunt und überrascht war er durch das plötzliche und gänzlich unerwartete Auftauchen dieses Mannes in seinem Zimmer. Hatte er denn vergessen, das Tor unten abzuschließen? Aber nein, so unvorsichtig war er nicht gewesen . . .

Der Doktor lag beinahe über dem Hausplan. Seine Finger fuhren geschäftig darüber hin. Und ganz nebenbei, zwischen dem Suchen und allerlei verwunderten Ausrufen sprach er jetzt: „Sie wundern sich, daß ich da bin? Natürlich. Aber Ihren alten Dittrich hat heute auf der Straße, gar nicht weit von Ihrem Hause hier, ein arger Schwindelanfall gepackt. Ich kam gerade die Gasse herab und sprang ihm ein wenig bei. Er bat mich flehentlich, ihn zu seiner verheirateten Schwester zu führen, die ja ganz nahe wohnt, und dann gab er mir den zweiten Hausschlüssel, den er, wie immer, bei sich trug. Ich soll ihn noch für einige Stunden entschuldigen — er ist recht schwach — ja, und was ich sagen wollte" — der Doktor wurde plötzlich verwirrt; er dachte wohl nicht mehr an das, was er sprach. Dann sprang er mit einem Satz empor: „Kurt — da — da! Sehen Sie doch! Eingang in den heimlichen Gang. — Wir haben es, Kurt, das Versteck haben wir! Natürlich! Es muß so sein! Es muß so sein! Stehen Sie doch nicht müßig da, sondern machen Sie Licht im Gange, kommen Sie, helfen Sie mir suchen. Hier, der seltsame Schlüssel gehört selbstverständlich dazu! Was steht da auf dem Blättchen? Erster Schlüssel zu dem geheimen Gang —. Ja, Kurt, Mensch! Ist denn der Jurist ganz tot in Ihnen? Da sitzen Sie und denken an weiß Gott was und vor Ihnen liegt der Schlüssel, welcher vielleicht alle Zweifel aufklären kann! Oder" — Wilmar stockte eine Sekunde und sah den tief erblaßten Mann ihm gegenüber prüfend an. — „Oder haben Sie schon insgeheim gesucht? Ist auch diese Spur trügerisch?"

Kurt Gerhard kämpfte einen schweren Kampf. Sollte er behaupten, er hätte alles durchforscht, umsonst durchforscht? Würde Wilmar nicht trotzdem auf einer Untersuchung des Ganges bestehen? Und warum all dies? Nur weil ihn ein Trugbild äffte, ein Spuk, welcher verschwinden mußte, sobald irgendeine Wahrheit ans Licht kam! War die Wahrheit nicht immer und überall das Beste?

„Nun?" fragte Wilmar ungeduldig. Man sah es diesem intelligenten Gesicht an, daß jetzt der ganze Denkapparat arbeitete.

„Ich habe nicht gesucht", stieß Kurt gequält hervor.

Der andere sah ihn aufs höchste befremdet an.

„Kann ich mir beim besten Willen absolut nicht erklären", sagte er langsam und bedächtig. — „Besonders nicht, da wir alle längst von dem Vorhandensein eines solchen Verstecktes überzeugt waren. Das Erscheinen der „grauen Frau" wäre dadurch vielleicht zu erklären gewesen. Und wer weiß, ob sich nicht Schluß an Schluß reihen ließe. Sie scheinen überhaupt in einer sonderbaren Gemütsverfassung, lieber Freund. Nun, das alles erklären Sie mir wohl später. Jetzt benützen wir die Einsamkeit hier im Hause und gehen dieser seltsamen Fährte nach. Vorwärts, vorwärts!"

Wilmar stand immer über den Schreibtisch geneigt. Er hatte nur Augen für das vergilbte Blatt Papier und den kleinen Schlüssel. So sah er das Kleid nicht, das in einer Ecke des Zimmers über einen Fauteuil gebreitet lag. Und Kurt Gerhard verdeckte den Ausblick auf eben diese Ecke auch beinahe vollständig durch seine hohe, kräftige Gestalt.

„Kommen Sie! Rasch!"

Dr. Wilmar hatte bereits eine der Schreibtischkerzen entzündet. Jetzt nahm er den Plan und den Schlüssel ruhig an sich.

„Sie verzeihen, aber in solchen Fällen gibt es absolut kein Privateigentum. Und wenn Ihre Nerven, wie es scheint, versagen, die meinigen halten aus. Jedenfalls aber muß ich um Ihre Begleitung ersuchen. Ich möchte nicht ohne Zeugen handeln."

Kurt Gerhard folgte beinahe erleichtert. Gottlob. Da war ein anderer, ein Fremder, welcher ihm die Verantwortung abnahm. Das Leben schafft Zwangslagen, wo der Mensch einfach zur ausführenden Maschine herabsinkt. Es war wohl das richtigste, sich zu fügen.

Einige Augenblicke später standen sie in dem schmalen Gang. Wilmar schloß vorsichtig das Gitter, welches den Abschluß gegen die im Dunkel liegende Vorhalle bildete. Das andere Ende des Korridors war die noch immer versperrte Tür zu dem Privatkontor Herrn Anselm Gerhards. Zu beiden Seiten lief die mannshohe Täfelung; als Begrenzung gegen oben eine Art von Fries bildend, reihte sich Rose an Rose, aus dunkelgebeiztem Holz zierlich geschnitzt. Jede dieser steifen Blüten war aus fünf Blättern geformt. Inmitten des Kelches war ein kleiner Ziernagel aus Messing. Die meisten dieser Nägel waren von Zeit und Alter ganz dunkel und matt. Sie glänzten nicht mehr. Bloß dort und da leuchtete noch ein hell schimmernder Punkt aus dem einförmigen Braun hervor.

Wilmar gab Kurt den Leuchter in die Hand. Dann schritten sie beide tastend, probierend langsam weiter.

„Wo hat Dittrich die graue Gestalt eigentlich gesehen?" fragte Wilmar plötzlich in das Schweigen hinein.

„Sehr nahe an der Tür zum Kontor."

„Dann müssen wir dort suchen. Warten Sie — das stimmt auch! Sehen Sie hier auf dem Plan den kleinen Punkt: „Tür zu dem geheimen Gang" — das läßt sich ja beinahe ausrechnen. Hier, in dieser Nische müßte das sein. Dürfte ich Sie bitten, das Licht höher zu halten? Besser noch, Sie zünden die Gasflammen an. So, gut. Und nun: Hilf uns, Schicksal!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Adjutantenritt.

Eine Kriegserzählung aus dem Elsaß von Karl Pauli.

(Nachdruck verboten.)

Der Einjährige Stephan Michaelis hatte eigentlich kein Glück beim Militär, nicht, daß er ein schlechter Soldat gewesen wäre, nein, er gab sich stets die redlichste Mühe, aber er hatte Pech, stets nur das aufgetragen zu bekommen, was er nicht konnte, stets nur nach dem gefragt zu werden, was er nicht wußte, und so war er denn nach und nach in den Ruf eines Einfaltspinsels gekommen.

Aber einmal kam der Tag, wo das Schicksal einsah, daß es dem armen Jungen unrecht getan und wo sein Verdienst heller strahlte wie die Sonne. Allerdings konnte er für sein Glück ebensowenig wie für sein Pech.

Stephan Michaelis hatte sein Jahr abgedient und zu seinem großen Kummer Knöpfe und Tressen nicht bekommen. Aber er haderte nicht mit seinem Geschick, sondern trug seinen Schmerz mit Fassung.

Da kam der Krieg. Trotz des Fehlens der Tressen und der Knöpfe meldete er sich und wurde angenommen, natürlich, man brauchte ja Leute, und sofort an die Front geschickt, wo eben der Krieg seinen Anfang genommen hatte.

Das war etwas für ihn. Stephan Michaelis war nämlich trotz seiner Ungeschicklichkeit auf dem Exerzierplatz ein guter Soldat, er schlug sich wie ein Held und erwarb sich bald die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Aber das genügte ihm nicht, er wollte höher, er wollte avancieren, er wollte Adjutant werden — ja, Adjutant, das war sein Traum, das donnernde Schlachtfeld auf feurigem Rosse zu durchsprengen, hierhin, dorthin Befehle zu tragen, das war sein größter Wunsch, und wie das Schicksal mitunter so seltsam spielt, sein Wunsch sollte sich erfüllen.

Es war in einer der Schlachten um Metz. Beim Morgengrauen zitterte die Erde unter dem Donner der Geschütze, die Franzosen hatten sich wieder einmal in einer stark verschanzten Stellung festgesetzt und es galt, sie herauszutreiben. Das Regiment Stephans hielt auf einem Hochplateau, von welchem man den Gang der Schlacht vorzüglich übersehen konnte. Stephans Herz jauchzte, das war so etwas für ihn, und besonders, daß die Franzosen sich zum Kampfe stellten und die Position sogar anzugreifen versuchten, bei der er sich befand, freute ihn, vielleicht kam es sogar zu einem Bajonettkampf, und es schien als ob der Oberst dasselbe vermutete, denn er hatte schon zwei Adjutanten zum Oberkommandierenden geschickt und Verstärkung verlangt. Beide waren gefallen und der dritte stürzte verwundet vom Pferde, als er sich kaum heraufgeschwungen.

„Donnerwetter!" schrie der Oberst, „auch das noch! Kein Offizier hier? Ich muß Verstärkung haben." Aber es war keiner da, sie hatten alle bei ihren Leuten zu tun.

Stephan lief es wie glühendes Blei in den Adern hinunter — jetzt — jetzt war vielleicht eine Gelegenheit, seine Talente zu zeigen; rasch trat er vor.

„Wenn der Herr Oberst vielleicht mir die Ausführung des Auftrages erteilen wollen? ich bin Reiter!"

„Sie?" Das Auge des Obersten richtete sich durchdringend auf den kühnen Sprecher. „Sie?" fragte er nochmals, und aus der Betonung des Wortes klang etwas heraus, na, das würde was Schönes werden — aber die Zeit drängte.

„Rauf, auf den Schinder!" rief er, „reiten Sie zum Stabe und sagen Sie, ich muß Verstärkung haben, sonst muß ich mich zurückziehen!"

Stephan Michaelis gab sein Gewehr seinem Nebenmanne, schwang sich auf das Pferd des Adjutanten und sprengte davon.

Hochklopfenden Herzens, die ganze Verantwortlichkeit seines kühnen Unterfangens bang fühlend, jagte er dahin, vorbei an stillstehenden und marschierenden Regimentern und Bataillonen, vorbei an feuernden Batterien, an Munitionskolonnen, Bagagewagen und Verbandplätzen. Zweimal mußte er durch die Feuerlinie, aber mutig sprengte er vorwärts, unbekümmert um die verwunderten Blicke und Zurufe der Soldaten, die dem so kühn dahinsprengenden Infanteristen folgten. Glücklich kam er beim Stabe an. Vorschriftsmäßig sprang er, da der Kommandeur zu Fuß — der Stab stand auf einer kleinen Anhöhe — vom Pferd und brachte seine Meldung an. Der Kommandeur wendete sich zu einem neben ihm stehenden Offizier, ihm einen Befehl gebend, dann setzten sich die Herren alle auf ihre Pferde und ritten dem General folgend fort. Stephan Michaelis stand allein auf weitem Plan und wußte nicht, was er tun sollte. Eben wollte er zu seinem Regiment zurückreiten, als der Offizier, dem der General den Befehl erteilt hatte, zurückkam — hinter ihm brauste eine Batterie daher — und dem verwunderten Stephan zurief:

„Aufsitzen, Point nehmen!"

Mit einem Satz war Stephan auf seinem Gaul, was sollte er, Point nehmen, was war denn das? — sie spielten hier doch nicht Billard — aber er übersegelte nicht lange, er gab dem Pferde die Sporen und sprengte vorwärts. Eine in der Nähe einschlagende Granate machte das Pferd scheu, so daß es den Kopf zwischen die Beine nahm und durchging. Stephan war ein guter Reiter, er ließ dem Pferd erst seinen Willen, er würde schon mit ihm fertig werden und es noch zur Vernunft bringen, ehe es in den Feind geriet, auf den es wie wild zurannte. Da bekam er auf einmal einen fürchterlichen Schreck. Was hatte der Offizier gesagt? — Point nehmen — und schon war ihm dieses Wort schrecklich klar, er sollte den Punkt angeben, wo die Batterie hinfahren sollte und durch das dumme Pferd führte er sie mitten in den Feind. Jetzt riß er am Zügel und es gelang ihm auch das Pferd zu halten, und als er sich umsah, sah er auch die Geschütze dicht hinter sich. Er rief dem Offizier zu, daß sie auf der falschen Stelle wären, aber der hörte gar nicht auf ihn, im nächsten Augenblick hatten die Geschütze abgeprotzt, und ein schnelles Feuer donnerte den Franzosen entgegen.

Allmächtiger Gott, was hatte er getan, er hatte ja die Batterie dem Feind direkt in die Hände geliefert — das kostete ihm das Leben — er wurde standrechtlich erschossen! — und mit Recht, mit Recht! — was sollte er tun — sterben! sterben, das war das einzige, was ihm übrigblieb — er riß sein Faschinenmesser aus der Scheide, stieß dem Pferde die Sporen in die Weichen und jagte auf den Feind los. Aber er sollte nicht weit kommen, das Pferd stürzte, und er wurde auf die Erde geschleudert, wo er ohnmächtig liegen blieb.

Als er wieder zu sich kam war es schon Abend, und er befand sich in den Händen von zwei Sanitätssoldaten, die ihn fragten, ob er laufen könne. Als sie sich überzeugt hatten, daß das der Fall, schickten sie ihn zu seinem Regiment, dessen Standort sie zufällig wußten. Er ging und kam gerade an, als der kommandierende General dasselbe inspizierte.

Zitternd trat er in Reih und Glied, die Anwesenheit des Generals sagte ihm nichts Gutes, jetzt sollte gewiß festgestellt werden, daß er die Batterie falsch geführt, wer weiß was darauf kam, er bereitete sich darauf vor erschossen zu werden. Wie er noch darüber grübelte, wurde auch schon sein Name gerufen.

Mutig trat Stephan vor, er fühlte seine ganze Unschuld und wollte sein Urteil mit Würde ertragen.

Aber er täuschte sich, kein Donnerwetter empfing ihn, der Kommandeur sah freundlich auf ihn nieder.

„Sind Sie der Adjutant, der die Artillerie geführt?" fragte er.

„Zu Befehl! Exzellenz!" antwortete Stephan etwas getröstet.

„Gut gemacht, gut gemacht!" sagte der General, „bin mit Ihnen zufrieden, höre, daß Sie guter Soldat, wenn Sie nach dem Krieg weiter dienen wollen, wenden Sie sich an mich; ich werde auch dafür sorgen, daß Sie für Ihre heutige Tat eine Anerkennung bekommen sollen Guten Abend, Herr Kamerad!" wendete er sich an den Oberst, „Guten Abend, Leute", zu den Soldaten, „hab euch brav geschlagen, bin mit euch zufrieden!" damit wendete er sein Pferd und ritt, gefolgt von seinem Stabe davon.

„Gute Nacht, Exzellenz!" riefen dem davonreitenden die Soldaten nach.

Stephan Michaelis stand wie vom Donner gerührt beglückwünschend drängten sich die Kameraden um ihn, auch der Oberst gab ihm die Hand.

In acht Tagen bekam er das Eiserne Kreuz und heute tut er Dienst als Offizier in seinem Regiment.